Biogr. C.
243
-3-

ALBERTUS KIRCHMAYER
CAN. R.W. PROF. RHET.

<36622318880015

<36622318880015

Bayer. Staatsbibliothek

E

S

Biogr. coll. 243.

878

Lebensbeschreibungen

und

Charakterschilderungen

berühmter Männer.

Herausgegeben

von

G. F. Palm.

Dritter Band.

Hannover,

bei den Gebrüdern Hahn.

1798.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Gallerie merkwürdiger Männer

aus

der ältern und neuern

Geschichte.

Fünftes Bändchen.

Hannover,

im Verlage der Gebrüder Hahn,

1798.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt.

	Seite
Karl der Fünfte, deutscher Kaiser.	1
Julius Cäsar.	28
Chlodwig, erster König der Franken.	51
Ferdinand Alvarez de Toledo, Herzog von Alba.	68
Anton Raphael Mengs.	92
Gottfried Wilhelm von Leibnitz.	164
Franz Rabelais.	205

Karl der Fünfte, deutscher Kaiser.

Karl der Fünfte wurde am 24sten Februar 1500 zu Gent geboren. Sein Vater, Philipp, Erzherzog von Oesterreich, war der Sohn Kaiser Maximilians, und Mariens, der einzigen Tochter Karls des Kühnen, des letzten Fürsten aus dem Hause Burgund; und seine Mutter, Johanna, die zweite Tochter Ferdinands und Isabellens von Castilien und Arragonien.

Bis zu seinem 16ten Jahre blieb Karl in den Niederlanden, seinem väterlichen Erbe. Margaretha von Oesterreich, seine Tante, und Margaretha von York, Schwester Eduards IV. von England und Wittwe Karls des Kühnen, zwey Damen von großem Geiste, bildeten seine frühere Jugend.

Nach dem Tode Philipps übertrugen die Flamänder Karls Großvater, dem Kaiser Maximilian, aber mehr dem Namen als der That nach, die Regierung der Niederlande. Dieser glaubte, in Wilhelm de Croy den Mann zu finden, der fähig sey, Karls Erziehung zu übernehmen; und in der That besaß dieser nicht allein die zu einem solchen Geschäfte erforderlichen Eigenschaften, sondern entledigte sich auch desselben mit der größten Treue. Adrian von Utrecht, ein berühmter Philosoph jener Zeit, unterstüzte ihn in seinen Bemühungen. Karl zeigte indessen sehr bald eine Art von Abneigung gegen die Wissenschaften, und legte sich mit größtem Eifer auf ritterliche Uebungen, in welchen er, nach dem allgemeinen Geiste jener Zeit, die höchste Vollkommenheit zu erreichen strebte. Sein Erzieher gab dieser Neigung nach, sey es nun Karln dadurch ganz für sich zu gewinnen, oder aus einer zu geringen Meinung von den Vorzügen geistiger Ausbildung. Nichts destoweniger versäumte er es keinesweges, ihn in der Regierungskunst zu unterweisen; er ließ ihn die Geschichte seiner eigenen sowohl, als fremder Reiche studiren; er gewöhnte ihn von der Zeit an, da er die Regierung der Niederlande übernahm, (1515) sich den Geschäften zu widmen, und wußte ihn dahin zu bringen, alle Schriften, welche öffentliche

Angelegenheiten betrafen, selbst zu lesen, den Berathschlagungen seiner Geheimen Räthe beizuwohnen, und selbst den Vortrag zu thun. Diese Erziehung verbreitete einen gewissen Ernst über Karls Wesen und gab ihm zugleich eine Fassungskraft, die ihn in seinem folgenden Leben selten verließ. Freilich zeigte er in den ersten Proben seines Geistes nicht das, was er in reiferen Jahren ward; auch versprach seine Nachgiebigkeit gegen seine Günstlinge nicht das richtige und entscheidende Urtheil, welches nachher die Angelegenheiten von halb Europa lenkte. Aber seine Unterthanen, geblendet von den Vorzügen eines schönen Körpers, und mit der Vorliebe gegen ihn, deren sich gemeiniglich Erben eines Throns in ihrer Jugend zu erfreuen haben, sahen mit freudiger Hoffnung auf den neuen Glanz, den er über die Kronen, die ihm zufielen verbreiten würde.

Als er den Thron von Spanien bestieg, ergriff er Maaßregeln, die Vorrechte desselben auszudehnen. Er demüthigte den Adel; er errichtete ein Truppenkorps, welches von der Krone abhängig war, und schränkte die Vorzüge ein, welche seine Vorgänger den Granden ertheilt hatten. Die Castilianer waren unzufrieden damit, und murrten über die Schritte, welche zu einer despotischen Regierung zu

leiten schienen. Sie schmiedeten Cabalen gegen die niederländischen Minister, und traten in bedenkliche Verbindungen zusammen. — Um diese Zeit starb Kaiser Maximilian. Eine Begebenheit, welche Karln und Franz den I, König von Frankreich, zu Nebenbuhlern machte, da beide sich um die Kaiserkrone bewarben. Ganz Europa wurde dadurch in Bewegung gesetzt, und eine Kriegsflamme angezündet, allgemeiner und dauernder, als man seit einem Jahrhunderte bis dahin gesehen hatte.

Nach langen ängstlichen Berathschlagungen faßte das Kurfürstencollegium zuletzt den Entschluß, Karl seinem Mitwerber vorzuziehen, und ihn auf den Kaiserthron zu erheben. Mit einer Freude, die einer jungen stolzen Seele so eigen ist, empfing er die Nachricht von dieser Wahl, als einen Zuwachs seiner Macht und Würde, welche ihm nun den Rang über alle andere Fürsten von Europa gab. Damals war es, als sich die glänzenden Aussichten, welche ihm während seiner ganzen übrigen Regierung beständig vor Augen schwebten, zu eröffnen anfingen; und diese Begebenheit kann man als den Zeitpunkt betrachten, wo der Plan angelegt wurde, dessen Befolgung die Geschichte seiner Regierung so sehr auszeichnet.

Die Spanier waren weit entfernt die Erhebung ihres Königs zur Kaiserwürde mit demselben Vergnügen zu betrachten, welches er selbst darüber empfand. Eine unmittelbare und nothwendige Folge dieser neuen Würde war, daß ihnen die Gegenwart ihres Regenten entzogen, und sie der Regierung eines Vicekönigs und dessen Geheimen Raths unterworfen wurden; eine Staatsverwaltung, welche oft drückend und unangenehm ist. Andere nicht weniger schlimme und ganz unvermeidliche Folgen von Karls Gelangung zur deutschen Kaiserkrone für die Spanier, waren, daß sie das Blut ihrer Landsleute in Kriegen vergiessen sehen mußten, welche die Nation nichts angingen; daß ihre Schätze verschwendet wurden, den Glanz einer fremden Regierung zu erhöhen; und daß sie in das Chaos deutscher und italiänischer Politik mit hineingezogen wurden. — Alles dieses in Erwägung gezogen, machten sie den Schluß, daß sich für Spanien kein unglücklicherer Zufall hätte eräugnen können. Sie erinnerten sich des Eifers ihrer Vorfahren für das Gemeinbeste, welche Alfons dem Weisen verboten, das Königreich zu verlassen und die Kaiserkrone anzunehmen. Sie lobten dieses Verfahren, und hielten dasselbe bei jetzigen Umständen für höchst nachahmenswürdig.

Karl aber, ohne auf den Unwillen und das Murren seiner spanischen Unterthanen zu achten, erklärte: daß er gewillet sey, Spanien zu verlassen, um die Kaiserkrone in Empfang zu nehmen. Ein Aufstand in der Provinz Valencia hielt ihn indessen noch einige Zeit auf; da er aber die Mißvergnügten gedemüthiget, und eine Regentschaft, während seiner Abwesenheit, angeordnet hatte, schiffte er sich nach den Niederlanden ein.

Die Eifersucht und Erbitterung zwischen Karl und dem Könige von Frankreich, brachen bald in einen traurigen Krieg aus. Die Feindseligkeiten nahmen in Navarra ihren Anfang; alle Mächte Europens waren mehr oder weniger darinn verwikkelt, und nahmen entweder für oder gegen einen dieser Monarchen Parthey. Unstreitig gehören diese Kriege zu den allgemeinsten und wichtigsten. Karl war glücklich, ungeachtet der großen Anstrengungen seines Gegners. Seine Ueberlegenheit wird der Anzahl und Tapferkeit seiner Soldaten zugeschrieben; öfter aber war sie auch der Erfolg seiner Scharfsichtigkeit und Klugheit.

Man hat angemerkt, daß Karl, so wenig er von den todten Sprachen verstand, in den lebenden desto bewanderter war. Des Französischen war er so mächtig, daß er darinn schrieb. Nichts desto-

weniger hatte er große Achtung für das Spanische. Seine Erklärung über die verschiedenen Sprachen ist bekannt genug. "Italiänisch" sagte er, „würde ich mit den Damen reden, französisch mit „Männern, deutsch mit meinen Pferden und spa„nisch mit Gott." Bei verschiedenen Gelegenheiten redete er öffentlich und meistentheils sehr gut, doch soll er sich, als er im Jahr 1536 vor dem Pabste und zwar spanisch redete, nicht gleich geblieben seyn.

Der merkwürdigste Umstand in seinem Leben ist die Niederlegung seiner Regierung. Sie verdient eine nähere Beschreibung. Ob es gleich weder ausserordentlicher Scharfsichtigkeit noch tiefen Nachdenkens bedarf, um zu bemerken, daß der Stand eines Regenten nicht frei von Sorgen und Mühseligkeiten ist; obgleich diejenigen, welche auf Thronen sitzen, oft Langeweile und Ueberdruß in ihrem beneideten Glanze empfinden mögen; so scheint doch die freywillige Entsagung desselben, das Herabsteigen von der erhabensten Stufe der Macht zu einem niedrigen Stande, die Entäusserung der höchsten Gewalt, etwas großes, für eine Menschenseele beinahe zu großes zu seyn. Zwar finden wir Beispiele in der Geschichte von Monarchen, welche den Thron verliessen, um ihr Leben

ben in Stille und Zurückgezogenheit zu endigen. Allein das waren entweder schwache Fürsten, welche rasch diesen Entschluß faßten, und den Schritt bereueten, so bald sie ihn gethan hatten, oder unglückliche, deren Händen ein mächtiger Gegner den Scepter entwand, und sie zwang, wider ihren Willen den Stand eines Privatmannes zu ergreifen.

Diocletian, ist vielleicht das einzige Beispiel eines Fürsten, welcher, fähig die Zügel der Regierung zu halten, aus freier Wahl sie den Händen eines andern übergab, und Jahrelang die Ruhe des Privatlebens genoß, ohne einen Seufzer, ohne einen sehnsuchtsvollen Rückblick auf die Würde zu thun, welcher er entsagte.

Kein Wunder denn, daß Karls Abdankung ganz Europa mit Erstaunen erfüllte. Kein Wunder, daß er sowohl seinen Zeitgenossen, als auch den nachherigen Geschichtschreibern, zu mancherlei Muthmaßungen Anlaß gab, über die Gründe, welche einen Fürsten, dessen Hauptleidenschaft Ehrgeiz war, bewegen konnten, einen so unerwarteten merkwürdigen Entschluß zu fassen. Manche Schriftsteller haben die Veranlassung dazu in so lächerlichen Ursachen gefunden, als bei einem vernünftigen Manne schwerlich Gewicht haben können;

nen; manche haben ihn für das Ergebniß irgend eines tiefangelegten politischen Plans gehalten; verständigere und besser unterrichtete Geschichtforscher aber, schreiben ihn weder dem Eigensinne zu, noch finden sie da Staatsgeheimnisse, wo einfache und natürliche Beweggründe das Betragen des Kaisers rechtfertigen. Karl hatte schon in seinen frühern Jahren Anfälle von der Gicht und andern Krankheiten, und, troz der Vorkehrungen der geschicktesten Aerzte jener Zeit, hatte sich das Uebel bei zunehmendem Alter vermehrt. Die Zufälle wurden immer häufiger und immer stärker. Durch die Schmerzen, welche er litt, war nicht alle in seine körperliche Stärke, sondern auch die Kräfte seines Geistes geschwächt. Er ward unfähig, seine Geschäfte abzuwarten, und sich seiner Obliegenheiten als Herrscher zu entledigen. Die Regierung so vieler Königreiche ward ihm schon zu einer unerträglichen Last; wie hätte er die ungeheuren Plane auszuführen vermogt, die sein Ehrgeiz seit so manchen Jahren angelegt hatte? wie das große politische System, welches ihn mit jedem der europäischen Höfe entweder verband oder davon entfernte, unverrückt im Auge behalten und lenken können? Dies war ein Geschäft, welches unter den gedachten Umständen seine Kräfte bei weitem überstieg.

Da

Da er so lange gewohnt gewesen war, alles mit eigenen Augen zu sehen, in jeder Angelegenheit, mogte sie ins bürgerliche, geistliche oder militairische Fach gehören, selbst, nach eigenen Ideen, zu entscheiden, so ging es ihm ausserordentlich nahe, seine Schwäche so sehr zunehmen zu sehen, daß er die Leitung aller Geschäfte seinen Ministern anvertrauen mußte. Jeden Unglücksfall, der ihn betraf, jedes Versehen, welches gemacht wurde, so unvermeidlich der erste, und so zufällig das lezte seyn mogte, schrieb er der Unfähigkeit zu, selbst handeln zu können. Er beklagte sein hartes Schicksal, im Alter einen Gegner zu haben, der in der Blüte seiner Jahre war, und sich in Rath und That auf die Geschicklichkeit und den guten Willen anderer verlassen zu müssen, während Heinrich VIII. alles selbst unternehmen und ausführen könne. Da er also vor der Zeit gealtert hatte, hielt er es für besser und weiser, seine Schwäche in selbstgewählter Einsamkeit zu verbergen, als sie länger den Augen der Menschen bloßzustellen, und so entschloß er sich, nicht seinen Ruhm aufs Spiel zu setzen, und über das eitle Streben, die Zügel der Regierung länger zu halten, welche er weder mit Kraft mehr zu fassen, noch mit Geschicklichkeit zu lenken wußte, die Früchte seiner bessern Jahre zu verlieren.

Als

Allein ob er gleich lange über diesem Vorhaben gebrütet, es mehrere Jahre mit sich herumgetragen, auch seinen Schwestern, den verwitweten Königinnen von Frankreich und Ungarn mitgetheilt hatte, welche nicht allein sein Vorhaben billigten, sondern auch sich erboten, ihn an jedem Ort, den er für sein Privatleben wählen würde, zu begleiten; so hatten ihn doch bisher mancherlei Ursachen verhindert, seinen Plan auszuführen. Er durfte es nicht wagen, seinen Sohn mit der Regierung so vieler Reiche zu belasten, bis dieser an Jahren und Kräften reif genug geworden war, die schwere Bürde zu tragen. Als aber Philipp sein 28stes Jahr erreicht, und hinlängliche Kenntnisse seiner künftigen Pflichten erhalten hatte, waren die väterlichen Zweifel über diesen Punkt gehoben, und Karl glaubte, daß er ihn ohne Bedenken, und ohne den Vorwurf der Partheylichkeit oder zu weit getriebener Vaterliebe hören zu dürfen, auf den Thron setzen könnte, den er zu verlassen im Begriff war.

Der Zustand seiner Mutter war ein anderes Hinderniß bei Karls Vorhaben gewesen. Denn ob sie gleich schon 50 Jahre, und zwar in derselben Verstandsverwirrung, in welche sie durch den Kummer um ihres Gemahls Tod versetzt war, in

enger

enger Verwahrung zugebracht hatte, so führte sie doch noch immer, dem Namen nach, gemeinschaftlich mit dem Kaiser die Regierung. Sie wurde in allen öffentlichen Schriften mitgenannt, und die Liebe der Spanier für sie war so groß, daß sie wahrscheinlich Anstoß gefunden haben würden, Philipp für ihren Oberherrn zu erkennen, wenn man sie nicht dazu vermogte, den Thron mit demselben zu theilen. Ihre gänzliche Unfähigkeit machte, selbst die Einwilligung von ihr zu erlangen, unmöglich. Allein ihr Tod, welcher im Jahre 1555 erfolgte, entfernte auch diese Schwierigkeit; und als Karl darauf Alleinherrscher von Spanien wurde, konnte er seinem Sohne die ungezweifelte Nachfolge sichern. Noch war der Krieg mit Frankreich eine Ursache gewesen, daß er bislang die Verwaltung der Staatsgeschäfte an keinen andern abgegeben hatte, indem er sehnlichst wünschte, diesen vorher zu beendigen, und sodann seine Reiche, im völligen Frieden mit der ganzen Welt, seinem Sohne abzutreten. Da aber Heinrich schlechterdings keine Neigung dazu blicken ließ, und selbst die billigsten und gemäßigsten Friedensvorschläge zurückgewiesen, mit Aeusserungen zurückgewiesen hatte, welche von dem festen Vorsatze zeugten, die Feindseligkeiten fortzusetzen, sah Karl, daß es vergebens

gebens seyn würde, länger auf die Erfüllung eines Wunsches zu warten, welche so ungewiß war.

Da er also den jetzigen Zeitpunkt für den besten hielt, das Vorhaben, welches er so lange gehegt und durchgedacht hatte, auszuführen, so beschloß er, seine Königreiche dem Nachfolger mit einer Feyerlichkeit zu übergeben, welche der Wichtigkeit des Vorganges angemessen wäre, und in den Seelen, nicht allein seiner Unterthanen, sondern auch seines Sohnes, einen dauernden Eindruck zurückliesse. In dieser Hinsicht, rief er ihn aus England zurück, wo der schlimme Charakter seiner Gemahlinn ihm kein Glück zu hoffen erlaubte, und wo die stolzen Bewohner dieser Insel, alle seine Wünsche und Versuche, die Regierung des Landes an sich zu bringen, zu täuschen wußten. Der Kaiser versammelte die niederländischen Stände am 25sten October 1556 zu Brüssel. Zum leztenmale zeigte sich Karl unter ihnen in seiner ganzen Würde: zu seiner Rechten saß sein Sohn, zur Linken seine Schwester, die Königinn von Ungarn, Regentinn der Niederlande; hinter ihm stand eine glänzende Menge von spanischen Granden und Fürsten des Reichs. Der Präsident der flandrischen Stände erklärte in wenigen Worten die Absicht Karls, bei Zusammenberufung dieser

auf-

ausserordentlichen Versammlung. Dann las er die Abdankungsschrift, mittelst welcher Karl alle seine Besitzungen, Gerechtsame und Würden in den Niederlanden seinem Sohne Philipp übergab, seine dortigen Unterthanen von dem Eide der Treue gegen sich entband, und sie zugleich aufforderte, diesen Eid seinem Sohne und rechtmäßigen Erben, Philipp, zu leisten, selbigem auch die nämliche Ergebenheit und den nämlichen Eifer zu beweisen, welchen sie gegen ihn im Laufe einer so langen Regierung gezeigt hätten.

Darauf erhob sich Karl von seinem Sitze, und indem er sich auf die Schulter des Prinzen von Oranien lehnte, weil er unfähig war, allein zu stehen, redete er zu der Versammlung und erzählte, nach Anleitung eines Papiers, welches er, um seinem Gedächtniß zu Hülfe zu kommen, in der Hand hielt, ohne Pralerey, aber mit Würde, alle die großen Thaten, die er seit dem Anfange seiner Regierung unternommen und ausgeführt hatte. Von seinem siebenzehnten Jahre an, sagte er, habe er alle seine Zeit und Aufmerksamkeit den öffentlichen Geschäften gewidmet, und nur den geringsten Theil dieser Zeit zum Genusse und zum Vergnügen verwendet. Kriegs oder Friedensangelegenheiten hätten ihn neunmal nach Deutschland,

land, sechsmal nach Spanien, viermal nach Frankreich, siebenmal nach Italien, zehnmal nach den Niederlanden, zweymal nach England, eben so oft nach Afrika, gerufen; eilf Reisen hätte er zur See gemacht. Nie hätte er, so lange es ihm seine Gesundheit erlaubt habe, sich seiner Pflichten zu entledigen, und seine Kräfte einigermaßen der Last, große Länder zu regieren, gleich gewesen wären, Arbeit gescheuet, oder unter der Bürde geseufzt, die seine Schultern gedrückt hätte. Jetzt aber, da seine Gesundheit zerrüttet, seine Kräfte durch eine zunehmende unheilbare Krankheit erschöpft wären, erinnere ihn seine Schwäche, sich zurückzuziehen. Seine Begierde, zu herrschen, sey nicht so groß, daß er mit ohnmächtiger Hand länger einen Scepter zu halten wünsche, welcher nicht fähig sey, seine Unterthanen zu schützen, oder sie glücklich zu machen. Statt eines schwachen, kränklichen, kaum noch halblebendigen Oberherrn, wolle er ihnen einen andern geben, in der Blüte seiner Jahre, der schon die Kunst zu herrschen gelernt habe, und mit der Kraft der Jugend die Aufmerksamkeit und Klugheit eines reiferen Alters verbände. Hätte er je, während seiner langen Regierung, einen wesentlichen Fehler begangen, oder unter so mancherley großen und wichtigen

Ge-

Geschäften, denen er seine ungetheilte Aufmerksamkeit zu ertheilen gezwungen gewesen sey, irgend einen von seinen Unterthanen vernachlässigt, oder ihm Unrecht gethan, so bäte er jezt um dessen Verzeihung. Er, an seiner Seite, würde sich immer mit dankbarem Gefühle an ihre Treue und Liebe für ihn zurückerinnern; er würde das Andenken daran, als den süßesten Trost, als die beste Belohnung, für alles was er gethan, mit sich in seine Einsamkeit nehmen, und noch in seinen lezten Gebeten seinen eifrigsten Wunsch für ihr Wohl dem Allmächtigen darlegen.

Dann kehrte er sich zu Philipp, welcher auf die Knie fiel und seines Vaters Hand küßte. Wenn ich dir, sagte er, durch meinen Tod die reiche Erbschaft, welche von mir selbst so ansehnlich vermehrt worden ist, hinterlassen hätte, so würdest du schon dafür meinem Andenken einige Achtung schuldig seyn. Jetzt aber, da ich dir freywillig abtrete, was ich noch hätte behalten können, darf ich wohl auf die wärmsten Aeusserungen des Danks von deiner Seite rechnen. Dennoch leiste ich auf diese Verzicht, und werde deine Bemühungen für das Wohl deiner Unterhanen, als den besten und vollenkommensten Beweis deiner dankbaren Gesinnung gegen mich ansehen. Es stehet in deiner

Macht,

Macht, durch eine weise und gerechte Regierung, die ausserordentliche Probe väterlicher Liebe, welche ich heute ablege, zu rechtfertigen, und dich des Vertrauens, welches ich auf dich setze, würdig zu beweisen. Bewahre eine unverletzliche Achtung gegen die Religion; erhalte den katholischen Glauben in seiner Reinheit; laß die Landesgesetze in deinen Augen heilig seyn, und wenn je die Zeit kommen sollte, wo du auch wünschen könntest, die Ruhe des Privatlebens zu geniessen, — mögtest du dann einen Sohn haben, mit solchen Eigenschaften begabt, daß du ihm deinen Scepter so ruhig hingeben kannst, wie ich dir den meinigen überreiche.

Als Karl diese lange Rede an seine Unterthanen und ihren künftigen Beherrscher, geendigt hatte, sank er, von einer so ungewöhnlichen Anstrengung erschöpft, und einer Ohnmacht nahe, auf seinen Stuhl. Während er sprach, weinte die ganze Versammlung: einige vor Bewunderung seiner großen Seele, andere gerührt durch die Aeusserungen der Zärtlichkeit gegen seinen Sohn; alle vom tiefsten Schmerze über den Verlust eines Regenten ergriffen, der die Niederlande, sein Vaterland, stets durch besondere Beweise seiner Achtung und Zuneigung ausgezeichnet hatte.

Philipp erhob sich nun, und nachdem er seinen Vater mit gedämpfter Stimme, für die königliche Gabe gedankt hatte, welche eine Güte ohne Beispiel ihn verliehen, wendete er sich an die Versammlung der Stände, und indem er es beklagte, daß er unfähig sey, die flamändische Sprache mit hinreichender Fertigkeit zu sprechen, um ihnen sowohl das, was bei einer so feierlichen Gelegenheit in seinem ganzen Herzen vorginge, zu beschreiben, als auch die Zuneigung und Achtung für seine niederländischen Unterthanen auszudrücken, bat er sie zu erlauben, daß Granville, Bischof von Arras, ihnen dasjenige sagen dürfte, was er ihm aufgetragen habe, in seinem Namen zu sprechen.

Granville beschrieb in einer langen Rede den Eifer, von welchem Philipp für das Beste seiner Unterthanen beseelt sey, seinen Entschluß, alle seine Zeit, alle seine Kräfte zur Beförderung ihrer Glückseligkeit anzuwenden, und seinen Vorsatz, gleich wie sein Vater, die Niederlande durch besondere Beweise seiner Huld und Achtung auszuzeichnen. Maes, ein Advocat von großer Beredtsamkeit, antwortete im Namen der Stände, mit vielen Versicherungen der Treue und Ergebenheit gegen ihren neuen Beherrscher. Hierauf legte

Mas

Marie, verwittwete Königinn von Ungarn, die Regentschaft nieder, welche sie 25 Jahr lang geführt hatte. Am folgenden Tage leistete Philipp, in Gegenwart der Stände, den gewöhnlichen Eid, die Rechte und Freiheiten seiner Unterthanen zu schützen, und alle Anwesende schwuren ihm wiederum den Eid der Treue.

Wenige Wochen nachher übertrug Karl in einer eben so glänzenden Versammlung, mit nicht geringerem Pompe, seinem Sohne auch die Krone von Spanien, nebst allen Besitzungen, die in der alten, wie in der neuen Welt, mit derselben verknüpft sind. Von allen diesen unermeßlichen Reichen behielt er nichts für sich, als ein Jahrgeld von einer Million Kronen, hauptsächlich um seine Neigung zur Wohlthätigkeit befriedigen zu können.

Zum Orte seines künftigen Aufenthalts wählte er das Kloster St. Justus, nicht weit von Placentia, an den Gränzen von Kastilien und Portugall. Die Mönche dieses Klosters sind Hieronymiten. Er ließ nahe an demselben ein kleines Haus von ungefähr sieben Gemächern bauen, und hieher begab er sich im Februar 1557. Zwölf Bediente und ein Reitpferd waren alles, was er von seinem ehemaligen Ueberflusse mit sich nahm. Seine Zeit theilte er zwischen Andachtsübungen und

vielerlei andern kleinen Beschäftigungen, Spazieren reiten, Gartenbau, Uhrmachen und andern mechanischen Arbeiten.

Einige Geschichtschreiber sagen, er habe es bald bereuet, seine Regierung niedergelegt zu haben, vorzüglich, da sich sein Sohn so wenig dankbar dafür bezeigte. Man erzählt eine Antwort, welche Philipp der Zweite dem Kardinal Granville gegeben haben soll, und aus welcher man vermuthen muß, daß Karl seine Reue nicht einmal bis auf den nächsten Tag verschob. Heute ist's ein Jahr, sagte Granville zum Könige Philipp, daß der Kaiser alle seine Würden niederlegte. "Es ist also ein Jahr, erwiederte Philipp, daß er es bereuet hat." Sein Verdruß über das, was er gethan hatte, soll sich äusserdem auf seiner Reise durch verschiedene Provinzen von Spanien, nach Burgos, deutlich geäussert haben, als er sahe, daß so wenige von dem Adel ihn zu begrüßen kamen. Ja er mußte sogar in dieser Stadt auf die Auszahlung des Geldes einige Zeit warten, was er sich vorbehalten, und wovon er einen Theil nöthig hatte, seine Bedienten zu bezahlen. Man darf sich nicht wundern, wenn die Verzögerung des Ausbezahlens von einem Tage zum andern, ihn in üble Laune versetzte, und bei einer

sol-

solchen Behandlung, die auf die Folge nicht viel Gutes versprach, jetzt schon die Reue über seine Abdankung in ihm erwachte. Karls Einfall, sein eigenes Leichenbegängniß zu feiern, sich bei seinen Lebzeiten noch selbst im Sarge zu erblicken, den Todtengesang, das Schluchzen und die Gebete der Umstehenden zu hören, ist, so wie die natürliche Wirkung dieses ganzen Vorganges auf ihn, bekannt genug, um weiterer Erwähnung zu bedürfen. Es konnte nicht fehlen, daß das in seiner ganzen Furchtbarkeit dargestellte Bild des Todes, ihn aufs innigste erschütterte, seinen ohnehin schon schwachen Körper so angriff, daß er bald im Ernste erfuhr, womit er zu scherzen kühn genug gewesen war. Er starb am 21sten September 1558, in dem Kloster, welches er zu seinem letzten Aufenthaltsorte gewählt hatte. Sein Leichnam blieb dort, bis zur Ankunft Philipps in Spanien. Dann wurde ihm ein prächtiges Leichenbegängniß gehalten. Nicht weniger prächtig und kostbar war das, was man in Brüssel in der Kirche zur St. Gudula ihm zu Ehren anstellte. Keine seiner Thaten war in den Inschriften vergessen, welche die ganze Kirche zierten, und ich glaube, daß nie einem Fürsten in der Welt so viele Titel beigelegt sind, als Karl darinn empfing. War der

Ge-

Gegenstand groß, so waren es die Einbildungs-kraft und Rednerkunst der Spanier nicht minder; allein die Geschichtschreiber würden Karls Andenken sicherlich mehr geehrt haben, wenn sie in ihren Lobsprüchen nicht so ausschweifend gewesen wären. Er hinterließ Papiere für seinen Sohn, welche Nachrichten und Anweisungen enthielten, und worinn er ihm unter andern folgenden Rath ertheilte: "Die Seegel einzuziehen, wenn der Sturm zu heftig wird; sich nicht der Gewalt des Schicksals zu widersetzen; Streiche, welche zu schwer niederfallen mögten, abzuwenden, und bessere Zeit und Gelegenheit zur Fassung eines nachdrücklichen Entschlusses, abzuwarten."

Es wird nicht überflüssig seyn, dieser Geschichtserzählung einige Bemerkungen, über die Eifersucht Karls und Franz des Ersten, Königs von Frankreich, beizufügen. Acht und zwanzig Jahre dauerte der Kampf zwischen ihnen, in welchen nicht allein ihre eigenen Länder, sondern auch beinahe ganz Europa mit verwickelt wurde; ein Kampf, den beide Partheien mit größerer Erbitterung, und durch eine längere Reihe von Jahren, fortsetzten, als bisher erhört worden war. Mancherlei Umstände trugen dazu bei. Ihr Haß war in einem sich geradezu widerstrebenden Interesse gegrün-

gegründet, durch persönlichen Neid vermehrt, und durch wechselseitige Beleidigungen zu einer fürchterlichen Höhe gebracht.

Merkwürdig war es dabei, daß, wenn der Eine einen Vortheil gewonnen zu haben schien, dieser durch Umstände, die dem Andern günstig waren, bald wieder ins Gleichgewicht gebracht wurde. Die Besitzungen des Kaisers waren von großem Umfange und lagen zerstreut; die des Königs von Frankreich mehr zusammengedrängt. Franz regierte sein Reich mit unbegränzter Gewalt; Karls Herrschaft war beschränkter, aber er ersetzte den Mangel an Ansehen durch Geschicklichkeit. Die Soldaten des ersteren waren kühner und unternehmender; die des letztern disciplinirter und an Strapazen gewöhnt. Die Talente und Fähigkeiten beider Monarchen waren eben so verschieden, als die Vortheile, in deren Besitze sich jeder von ihnen befand, und trugen nicht wenig dazu bei, den Streit zwischen ihnen zu verlängern. Franz konnte schnell einen Entschluß fassen, ihn zuerst mit Wärme verfolgen, und mit kühnem Muthe ausführen; allein die nöthige Beharrlichkeit, Schwierigkeiten zu überwinden, fehlte ihm. Deshalb gab er oft seine Plane auf, oder ließ sie aus Ungeduld fahren. Karl im Gegentheile über-

überlegte lange, und faßte mit kühlem Blut einen Entschuß. Hatte er ihn aber einmal gefaßt, so hing er an demselben mit unbeugsamer Hartnäkkigkeit; keine Gefahr, kein Mißlingen, konnte ihn bewegen, die Ausführung desselben aufzugeben. Der Erfolg der Unternehmungen beider war wiederum eben so verschieden, als ihr Charakter, welcher die meiste Zeit den größten Einfluß darauf hatte. So zernichtete Franz die bestangelegten Plane des Kaisers oftmals durch seine ungestüme Thätigkeit; Karl hielt durch ruhiges, festes Fortschreiten in seinen Entwürfen den schnellen Lauf seines Gegners auf, und machte seine gewaltigsten Anstrengungen fruchtlos. Der erstere stürzte beim Anfange eines Kriegs oder Feldzugs, wie ein Waldstrom, der alles mit sich dahin reißt, über seinen Feind daher; der letztere erwartete den Zeitpunkt, wo die Kräfte seines Gegners zu ermatten anfingen, und nahm gemeiniglich nicht nur dasjenige wieder, was er verlohren hatte, sondern machte auch noch neue Eroberungen. Wenige von den Unternehmungen des französischen Königs, so glänzend die Aussichten anfangs seyn mogten, wurden glücklich und ruhmvoll beendigt; viele des Kaisers hingegen, selbst wenn sie ganz unausführbar, ja verzweifelt schienen, endigten sich aufs

beste für ihn. Franz war geblendet von dem Glanze einer Unternehmung; Karln reizte die Aussicht, sie zu seinem Vortheile zu wenden. Franz ist einer von den Fürsten, welche im Tempel des Ruhms einen höhern Platz einnehmen, als wozu sie Talente oder Thaten berechtigten. Hierzu haben verschiedene Umstände Veranlassung gegeben. Die Obermacht, welche Karl durch den Sieg bei Pavia erlangte, und welche er von dieser Zeit an, während seiner ganzen übrigen Regierung behielt, war so in die Augen fallend, daß die meisten andern Mächte Franzens Streben dagegen, nicht allein mit geheimer Partheilichkeit für ihn ansahen, welche gewöhnlich für diejenigen in uns entsteht, die sich einem ungleichen Kampfe edelmüthig unterziehen, sondern auch denjenigen begünstigten, welcher einem gemeinschaftlichen Feinde Widerstand leistete, und es wagte, dem Wachsthume einer Macht, die ihnen allen gleich furchtbar seyn mußte, Gränzen zu setzen. Dazu kam, daß das Urtheil über Fürsten, vorzüglich bey den Zeitgenossen, nicht allein von ihren Fähigkeiten zu regieren, sondern hauptsächlich mit von ihren guten oder schlimmen Eigenschaften, als Menschen abhängt. Franz, ungeachtet seiner manchen und großen Fehler in der Staatskunst sowohl wie in

der Verwaltung seines Reichs, war großmüthig, wohlthätig und edel. Er besaß Würde ohne Stolz, Artigkeit ohne List. Jeder, der Zugang zu ihm hatte, und dieser war keinem Manne von Verdienst verschlossen, achtete und liebte ihn. Bezaubert von seinen persönlichen Vorzügen, vergassen die Unterthanen seine Fehler als Regent, und indem sie ihn als den vollkommensten und liebenswürdigsten Mann in seinem Lande bewunderten, murrten sie nie über Fehler, welche in der Regierung eines weniger einnehmenden Fürsten unverzeihlich gewesen wären. Diese Bewunderung würde indessen vorübergehend gewesen, und mit den Höflingen, die sie ihm zollten, gestorben seyn; die Täuschung, welche aus seinen Privattugenden entstand, wäre gewichen, und die Nachwelt hätte mit ihrer gewöhnlichen Unpartheilichkeit über ihn gerichtet, wenn nicht ein besonderer Umstand eingetreten wäre, der dieses verhindert, und seinen Namen der Folgezeit rühmlich überliefert hätte. Künste und Wissenschaften hatten um diese Zeit nur noch geringe Fortschritte in Frankreich gemacht. Sie waren eben im Begriffe, die Gränzen Italiens zu verlassen, wo sie wieder erwacht waren von ihrem Schlummer, und welches bis dahin ihr einziger Zufluchtsort gewesen war. Franz nahm

sie unmittelbar unter seinen Schutz. Er lud gelehrte Männer an seinen Hof, ging mit ihnen um, brauchte sie in Geschäften, erhob sie zu Würden und Ehrenstellen, und schenkte ihnen sein Zutrauen. Sie waren dankbar, und trugen den Namen ihres Beschützers mit in den Tempel der Unsterblichkeit. Der Name: "Vater der Wissenschaften," den man ihm beilegte, hat den Geschichtschreibern sein Andenken ehrwürdig gemacht. Sie scheinen es für Undankbarkeit zu halten, seine Schwachheiten aufzudecken, oder seine Fehler zu erwähnen. So hat Franz, ungeachtet er in so manchen Stücken tief unter Karln stand, dennoch seinen Ruhm zu gleicher Höhe mit Karls Ruhme gebracht.

Julius Cäsar.

Geschildert von Mercier.

Ich will von einem wahrhaft ausserordentlichen Manne reden, dessen Name die Jahrhunderte durchschreitend, beinahe keinen andern als Friedrichs Namen antraf, der mit ihm eine Vergleichung hätte aushalten können. Die Regierung des ersten der Cäsaren, dieses berühmten Usurpators, bildet den Zwischenpunkt jener beiden großen Epochen, das Ende's der römischen Republik und des Anfangs der Kaiser, die seitdem die grausamsten Feinde der Freiheit der Völker waren. Cäsar erschien in dem Augenblicke, wo Rom im Stande gewesen wäre, einen Theil seiner ehemaligen Kraft wieder zu erlangen; es besaß noch tugendhafte Männer genug, um dieselben wieder zu beleben, aber das Patriciat war das fressende Uebel der Republik, das den Senat selbst schon angegriffen hatte; während das Reich von aussen seine Kräfte vermehrt hatte, beschleunigte das Ver-

derb-

derbniß der Bürger seinen Fall. Eine verdorbene Republik ist es für immer — sie muß zu Grunde gehen. Nach der Dictatur des Sylla war die Oberherrschaft eine schreckliche aber leichte Eroberung, die sich demjenigen darbot, der verwegen genug war, Hand an sie zu legen.

Verschiedene hatten es versucht. **Lepidus** machte den Anfang: allein sein Blödsinn ließ ihn unter den ersten Versuchen unterliegen. **Catilina** besaß nichts, als die Kühnheit eines Bösewichts, der die Schande und die Strafen verachtet. **Cicero**, jener tugendhafte und beredte Mann, dieser wahre Republikaner, machte durch seine Standhaftigkeit und Klugheit die Verschwörung scheitern, hielt aber auch wenige Augenblicke nur den Untergang der Freiheit zurück.

Pompejus besaß ungeachtet seiner seltenen Eigenschaften nicht genug Entschlossenheit und Standhaftigkeit, oder sein Ehrgeiz war vielmehr zu langsam. Er suchte sich die oberste Gewalt durch die Stimmen des Volks zu erhalten, aber er konnte sich nicht entschliessen, dieselbe mit Gewalt an sich zu reissen. **Cäsar**, der mit der Größe des Vorhabens den großen Umfang des Geistes vereinigte, schien für die Gewalt gebohren zu seyn, deren er sich als strafwürdiger Mann bemächtigte,

ins

indem er die Rechte seines Vaterlandes verkannte, und ihm mit eben dem rebellischen Arme, mit welchem er das Schwerdt über dasselbe ausstreckte, seine Fesseln darreichte. Seine Eroberungen in Gallien, hatten seinem Willen eine schreckbare Armee unterworfen; die Römer sahen zu spät die Gefahr ein, die kriegerische Regierung der Leitung eines Einzigen zu übergeben; nun nahm der Senat, um sein Ansehen zu erhalten, in Verbindung mit Cicero, Cato und mit allen, die noch wahre Römer waren, zu Pompejus ihre Zuflucht.

Cäsars Charakter war niemals gekünstelt. Von Jugend auf zeigte er eine große, und über jede Furcht erhabene Seele. Verheyrathet in seinem Jünglingsalter, hatte er dasselbe noch nicht verlassen, als er schon dem Willen des Sylla trotzte. Da dieser verlangte, daß er die Tochter des Cinna, welcher den Marius nach Italien zurückrief und nach seinem Tode sich selbst an die Spitze seiner Parthey setzte, daß er Cornelien verstoßen sollte, gab ihm Cäsar eine abschlägige Antwort, die weder durch Vorstellungen noch durch Bitten, noch durch Drohungen abgeändert werden konnte. Wenn man bedenkt, daß Sylla, um sich zu rächen, den Namen Cäsar bloß auf die Verban-

bannungsliste zu schreiben hatte, so erstaunt man über diesen Widerstand.

Allein für Cäsar war Nachgiebigkeit ein fremder Name. Er verließ Rom, um nach Griechenland und Asien zu reisen; bei einer seiner Ueberfahrten wurde er von Seeräubern weggenommen; er sprach zu ihnen mehr als Herr als Gefangener, und drohte ihnen, sie kreuzigen zu lassen. Nachdem er sich losgekauft hatte, bewaffnete er einige Fahrzeuge, griff sie in ihren Häfen an, nahm sie gefangen, erlangte wieder sein Lösegeld mit großen Zinsen, und hielt ihnen also Wort. Diese Züge weissagten seinen Muth und seine Standhaftigkeit. In der Folge vereinigte er damit, was er damals noch nicht besaß: Klugheit und Politik. Es scheint, daß er schon früh und anhaltend darauf bedacht war, das Zutrauen des Volks zu gewinnen, das er für den einzigen Weg ansah, zu irgend einer Größe zu gelangen. Er war daher gegen jedermann schmeichlerisch und vertraulich, vertheidigte die Angelegenheiten der geringsten Bürger, indem er, ohne sich belohnen zu lassen, seine Beredtsamkeit verschwendete, machte er in seinem Hause einen ausserordentlichen Aufwand; sein väterliches Erbtheil war schon verzehrt, und seine Schulden beliefen sich schon auf mehr denn dreymal hundert

dert tausend Thaler, ehe er noch mit einer öffentlichen Würde bekleidet war. Mit dieser Verschwendung und dem Ansehen des Leichtsinns, das er annahm, ließ er das Bild seines Oncles Marius öffentlich herumtragen, und die Gemälde seiner Siege ausstellen, eine Sache, die seit dem Sylla niemand gewagt hatte; so wußte er das Volk zu bezaubern, und den Grund zu seiner künftigen Macht zu legen, während er den ernsthaften Senatoren, diesen Anhängern der aristokratischen Gewalt, ein Aergerniß gab. Man urtheile von seiner Fertigkeit; als er kaum zum Prätor erwählt war, wollte er seiner Politik gemäß ein Gesetz wegen Austheilung von Ländereyen zu Gunsten der armen Bürger durchsetzen; die Patricier aber widersetzten sich ihm mit Macht, und jagten ihn mit bewaffneter Hand davon. Sein Vorhaben war gescheitert, aber Cäsar war nicht verlegen. In zwey Tagen war von ihm das empörte Volk entwaffnet, und er war wieder im Senate und im Besitze aller seiner Rechte. Seine natürliche Beredtsamkeit verließ ihn nie; mit einer leicht überredenden Sprache verband er eine sehr lebhafte Action und anmuthvollen Anstand; die Sprache des Genies, lakonischer Ausdruck und Grundsätze herrschten beständig in seinen Reden.

Als

Als Oberpriester und Zeuge der Geheimnisse der guten Göttinn, verstieß er und rechtfertigte seine Gattinn mit folgenden Worten: sie ist keines Verbrechens schuldig, aber sie soll sich nicht einmal den Verdacht desselben zuziehen.

Als Cicero die Verschwörung des Catilina ergründete, fand er einige Anzeigen, die den Cäsar verdächtig machten; er hielt sich aber damals nicht dabei auf; nachher sagte er, daß, als er gesehen habe, wie Cäsar mit so vieler Sorgfalt seinen Kopfputz einrichten lasse, und ihn sogar kaum mit der Spitze seines Fingers berühre, aus Furcht, die Symmetrie der Haare zu zerstören, er es sich nicht habe einbilden können, daß unter denselben so wichtige Anschläge eingeschlossen seyen. So stellte sich dieser Cäsar als ein windiger Stutzer, bloß in der Absicht, dadurch den geräuschlosen Gang seines Ehrgeizes zu verbergen.

Es war die Sitte in Rom, denjenigen, welche die Prätorstelle geendigt hatten, eine Statthalterschaft anzuvertrauen. Dem Cäsar wurde Spanien zu Theil; hier vergoß er, bei dem Anblicke einer Bildsäule des Alexanders, Thränen, die von der Seele eines Eroberers zeugten. Cäsar unterwarf sich in kurzer Zeit Lusitanien und Celtiberien, und Rom hatte auf dieser Seite nun

keine Gränzen mehr, als den Ocean. Er kam zur Zeit der Consulwahl nach Rom zurück, und begieriger nach dieser Würde, als nach der Ehre eines Triumphes kam er in die Stadt, um sich jene zu verschaffen; ein Zug der feinsten Politik, der ihm in wenigen Tagen den glücklichen Erfolg seiner großen Plane zusicherte.

Die Stadt war ganz unter dem Einflusse des Pompejus und des Crassus getheilt; sie waren folglich gegenseitige Feinde. Cäsar unternahm es, sie zu vereinigen; stellte ihnen vor, wie sehr sie sich wechselsweise schadeten, und wie jeder, ohne nach dem höchsten Ansehen zu trachten, eine große Gewalt erlangen könne; es gelang ihm, sie zu überreden, und indem er so verschiedene Interessen vereinigte, schlug er mit dem nemlichen Streiche den Cato und alle die strengen Republikaner darnieder, die er fürchten mußte, oder nicht lieben konnte. Endlich machte er seine Wahl dadurch unfehlbar, als er in den Freundschaftsbund aufgenommen wurde, welchen er zwischen Crassus und Pompejus zu Stande gebracht hatte; beide bemüheten sich mit vereinigten Kräften, ihm die Consulswürde zu verschaffen. Cäsar betrachtete sie mit vollkommenem Rechte als den sichersten Weg, zu dem Glücke zu gelangen, nach welchem er strebte. —

Der Consul betrug sich wie ein Tribun, und das Oberhaupt des Senats zeigte sich als ein vollkommener Plebejer: alles, was der Macht des Volks schmeicheln und sie begünstigen konnte, gehörte mit zu Cäsars geheimen Plane. Er überredete den Pompejus und Crassus, daß die wirkliche Macht in dem Volke ruhe, und nun war weder die Vorsichtigkeit, noch die Rechtschaffenheit, noch die Heftigkeit Cato's; noch die Vaterlandsliebe mehrerer Senatoren im Stande, gegen diese Kunstgriffe zu bestehen. Die ehemalige Gunst des Volks veränderte sich nun in Erkenntlichkeit, und erhob sich bis zu Anbetung. Keine Hindernisse hielten den Cäsar mehr auf seinem Wege auf; er verlangte Gallien zur Statthalterschaft, und erhielt es; er verlangte auf zehen Jahre die nemlichen Legionen, und erhielt sie. In dem Plane, welchen er sich unterworfen hatte, war ohne Zweifel der Gebrauch dieser unbesonnenen Bewilligungen, schon gegen diejenigen bestimmt, von denen er sie erhalten hatte. Nunmehr einmal an der Spitze der Legionen mußte Cäsar unter allen verschiedenen Umständen seines Erfolgs gewiß seyn. Die römische Freiheit schwankte zwischen zwey gleich gefährlichen Klippen. Wenn auch Pompejus mehr verwegen hätte seyn, dem Cäsar zuvorkommen, und die römische Freiheit um-

 stür-

stürzen wollen, so hätte man den letztern nur zur Vertheidigung rufen können, der sodann den Platz eingenommen haben würde, aus welchem er den Pompejus vertrieben hätte. — Immer wird es unter allen Regierungsformen schwer bleiben, der Armee einen geschickten Platz anzuweisen, und ihr ein Gegengewicht zu geben, ohne ihre Kraft zu schwächen.

Von diesem Augenblicke an verließ Cäsar den Kopfputz, der den Cicero betrogen hatte; er bediente sich des kriegerischen Helms, und zeigte in Gallien jene große Eigenschaften, die wir noch nach zwey Jahrtausenden an ihm bewundern. Keine derselben stand der Eigenschaft irgend eines ihm vorangegangenen oder folgenden Feldherrns nach, vorzüglicher aber als alle, kannte er die Gelegenheit und den Werth der Zeit. — Er schrieb seine Commentarien mit Genauigkeit und Deutlichkeit, in einem äusserst belehrenden Style, der, eben so weit von dem Prunke entfernt, als die Feder, welche diese kriegerische Operationen beschrieb, entfernt scheint, der nemlichen Hand anzugehören, welche dieselbe gelenkt hat. Das Wunderbare ist hier nur als eine gewöhnliche Sache vorgetragen. — Nachdem er Gallien erobert hatte, wußte er die Freundschaft der überwundenen Völker zu erlangen.

Von

Von seinen Soldaten beständig geliebt, nannte er sie seine Kriegsgefährten, und war nicht minder ihr Mitbruder, als er ihr Oberhaupt war.

Dieses allumfassende und noch über das alles mit Leichtigkeit fassende Genie sorgte für das alles ohne mit allen diesen großen Gegenständen besonders beschäftigt zu scheinen. Mitten unter dreyhundert unruhigen Nationen, die in dem nemlichen Augenblicke, wo man glaubte, sie unterjocht zu haben, trotzig sich wiederum erhoben, verlor er niemals Rom und was daselbst vorgieng, aus dem Gesichte. Er war aus der Ferne der erste Lenker der innern Angelegenheiten der Republik. Verdient er nicht Bewunderung, wenn wir ihn tief aus dem Innersten Belgiens anrücken, an den Ufern des Poflusses überwintern, alles, was Rom Großes enthielt, an sich ziehen, und vor dem Eingange seiner Wohnung hundert und zwanzig Fascien aufstellen sehen. Als er über den Rubicon nicht als ein verwegner, sondern als überlegender Krieger gieng, so hatte er nicht mehr als fünftausend Mann zu Fuß und dreyhundert zu Pferde um sich. Der übrige Theil seiner Truppen war noch jenseits der Alpen: übrigens hatte er sehr fertig die Bestürzung berechnet, die ein Ueberfall verbreitet, den Schrecken berechnet,

net, der da herrscht, wo weder Einigkeit noch Tapferkeit statt findet. Er kannte die Unentschlossenheit des Pompejus, der nie standhaft in dem nemlichen Plane beharrte; und er betrog sich nicht. Der Schrecken ging ihm voran, stritt für ihn, wie er vorausgesehen hatte, und — machte ihn in sechszig Tagen zum Herrn Italiens.

Diese entscheidende Begebenheit ist nicht so überraschend, wenn man darüber nachdenkt. In den ersten Jahrhunderten Roms verließ der Soldat Italien nie. Der Krieg endigte sich gewöhnlich mit einem einzigen Feldzuge, und jeden Winter kehrte er wieder zu seinem Heerde zurück; als aber die Römer ihre Eroberungen bis jenseits der Alpen und über die Meere fortsetzten, so verlor der Soldat, mehrere Jahre hindurch entfernt von Rom, die Republik aus dem Gesichte, und gewöhnte sich allmählig daran, nichts als seinen Feldherrn zu sehen, und auf ihn alle seine Hoffnung zu setzen: so wurde der Gemeingeist getödtet. Jeder hielt es nun entweder mit Marius oder Sylla, mit Cäsar oder Pompejus.

Pompejus entschlüpfte dem Sieger, der den Fehler nicht beging, ihm über das Meer zu folgen, den ein anderer begangen haben würde; er wußte, daß Pompejus durch seine eigene Nachlässigkeit über-

wun-

wunden werden würde, und dieser unglückliche Feldherr setzte auch wirklich die ausserordentliche Macht, die er zur See besaß, seines Gegners Ueberfahrt nicht entgegen, weil er glaubte, dieselbe werde erst auf den Frühling erfolgen. Cäsar zog ihn nach Pharsal, wo er jenen unsterblichen Sieg erfocht, der das Schicksal der Römer entschied, und dann folgte er ihm auf dem Fuße nach Aegypten. Seinen Sieg verdankte er der Kenntniß, die er von der Denkungsart und Stärke jener neuen weichlichen Römer hatte, die so eben von den Spielen und dem Cirkus Griechenlands kamen; Kenntnisse, die er seinen Soldaten mit den Worten ausdrückte: "Sucht sie im Gesichte zu verwunden." Hätte er Pompejus lebendig gefangen genommen, so wäre seine Lage äusserst schwierig gewesen: das schändliche Verbrechen des Ptolomäus rettete ihn aus dieser Verlegenheit, und das Glück, das ihm so ausgezeichnete Dienste geleistet hatte, krönte seine Vorliebe für ihn mit dem für den Ruhm und die Erhebung Cäsars allerwichtigsten Dienste. Er ruhte von seinen kriegerischen Unternehmungen aus, indem er sich der Cleopatra unterwarf, und neue Feinde konnten ihm nicht fürchterlich werden, wofern er nur eine Frau, die er liebte, auf einen Thron erhob. Wollüstig in den Städten und mäßig

in

in den Lägern, ging er mit gleicher Leichtigkeit von der Schwelgerei zu der rauhen Lebensart eines Soldaten über.

Warum mußte dieser große Mann sich gegen die Freiheit seines Vaterlandes verschworen haben, warum sein Unterdrücker werden? War er etwa von zwey einander entgegengesetzten Seelen geleitet? Der Ehrgeiz verdarb den schönsten und größten Geist auf Erden; nachdem diese Leidenschaft aber einmal befriedigt war, stellt Cäsar sich uns wieder mit allen seinen natürlichen Tugenden dar. Von dem Augenblicke an, wo er Dictator ist, zeigt er sich würdig, den Erdkreis zu beherrschen. Die Milde ging vor ihm her, und sie war es, die durch seinen Mund sprach; sie machte die Rache und selbst die Politik verstummen; man sah ihn, ohne nach Blut zu dürsten, alles mit Huld wieder aufnehmen, was der Sieg verschont hatte: und während daß die Wuth der vorigen Verbannung ihn zur Strenge zu berechtigen schien, und sowohl Rom als die Welt, ohne darüber zu staunen, sie erblickt hatte, ließ Cäsar auf den öffentlichen Plätzen, nicht jene verabscheuungswürdigen Listen anschlagen, durch welche Marius und Sylla sich den Namen Ungeheuer erwarben, und die das Andenken des Augustus schänden. Er verzieh zwey Poeten, Ver-

fasser

fasser von sehr beissenden Satyren, und in Vergleichung der Zeitumstände und der Sorgfalt, die er für seinen Ruf hatte, war dies eben nicht der schwächste Zug seiner Großmuth.

Es war nicht etwa, daß er die seinem Leben drohenden Gefahren, oder die schicklichen Mittel, sie zu entfernen, nicht gekannt hätte, aber er abscheuete den Mord, den man aus Vorsicht zu begehen pflegt; er wollte eher sein Leben wagen, als es durch Grausamkeiten beflecken. In der Liste derjenigen, die sich gegen ihn verschworen, sah man in der Folge eben die, welchen er vorhero schon verziehen hatte; wer verkennt in diesen Zügen nicht das Wesen, erhabener selbst als der Held? Der großmüthige Mann; es war ihm nicht unbekannt, daß man seinem Leben drohete; seine Höflinge schlugen ihm vor, eine Leibwache zu nehmen. Welch eine edle und muthvolle Philosophie leuchtet aber nicht aus der Antwort, die er auf diesen Vorschlag gab: "Es ist besser einmal zu sterben, als auf beständiger Hut gegen den Tod zu seyn."

Aber wie sollte man es sich einbilden, daß eben derjenige, welcher ein so durchdringendes Auge, so viele Einsichten besaß, der die höchste Gewalt über eine Nation hatte, welche die übrigen

Na-

Nationen beherrschte, von der Begierde nach der königlichen Würde beherrscht wurde? nach einer Würde, gegen welche das Volk, so unterwürfig es auch war, dennoch auf eine nicht zweideutige Art seine Abneigung geäussert hatte; daß dieser Mann ein sehnliches Verlangen bezeigte, sein Haupt mit einem Diadem zu beschweren, um den Namen König zu führen? — Liegt denn irgend ein magischer Ton in diesem Namen? welch einen Vortheil konnte der Titel demjenigen bringen, der die ganze Gewalt besaß? wie konnte ein solcher aufgeklärter Mann seinen Ehrgeiz in einen, in Rom so verhaßten, Namen setzen, den noch überdies hundert andere Fürsten gemein hatten, während er einen einzigen trug, der ihn, umringt mit aller Majestät, an die Spitze des ersten Volks der Erde setzte? Dieser Name König erinnerte an die Tarquinier zurück, und aller Augen richteten sich nun auf Brutus, gleichsam um ihm zu sagen, daß diesem Namen das Vorrecht, die Könige Roms auszurotten, allein zugehöre. Brutus war daher durch den öffentlichen Wunsch zu der Pflicht gedungen, den Dolch in Cäsars Brust zu stoßen, und dieser blutige Anschlag ward an eben dem Tage vollführt, wo er sich schmeichelte, von dem Senate den Namen König und die Erlaubniß zu erhalten,

die

die Krone, Rom und Italien ausgenommen, in den Provinzen zu tragen.

So wurde der große Cäsar wegen einer Grille aufgeopfert, die mit der Erhabenheit seines Charakters so ausserordentlich kontrastirt. — Es gibt keinen größern Beweis, wie der Ehrgeiz selbst erhabene Geister verblendet. Die Raserey des Alexanders war, nach seinem Tode vergöttert zu werden, und er ward es nicht; die des Cäsars war, König zu heissen; und drey und zwanzig Dolchstiche straften ihn dafür. — Die Verschwörung des Brutus bot dem Senate die Gelegenheit dar, die Freiheit wieder herzustellen. Es findet kein Zweifel statt, daß nach den gemeinsten Regeln der Klugheit der Senat den Brutus und Cassius unterstützen, und das hätte thun sollen, was sie nicht zu thun wagten, nemlich den Antonius hinrichten zu lassen, die Hoffnungen des jungen Octavs zu ersticken, und das Andenken des Cäsars zu ächten. Statt alles dessen sieht man ihn den Octav auftragen, gegen den Antonius zu Felde zu ziehen, ohne zu begreifen, daß er durch diese Diversion die Verschwornen, nemlich die Republik, schwächte, oder, ohne vorauszusehen, daß Octav sich nicht sobald von dem Antonius gefürchtet erblicken, sogleich auch sich mit ihm vereinigen würde,

um

um mit ihm auf ihre wahren Feinde, den Brutus und Cassius loszustürzen.

Je mehr man von der Oberherrschaft entfernt ist, je heftiger ist das Verlangen darnach, von dem Augenblicke an, wo sich eine plötzliche Aussicht dazu vor den Augen des Ehrsüchtigen eröfnet. Cäsar stammte aus einem Privathause ab, und ging aller Hindernisse ungeachtet, mit raschen Schritten auf eine immerwährende Dictatur los. Der Widerstand entflammte seinen Muth, und verfeinerte seine Politik; wie viel gehörte nicht dazu, diejenigen, die ihm gleich waren, so zu beugen, daß sie seine Unterthanen wurden? Man kennt in dieser Rücksicht keinen, dem Cäsar zu vergleichenden Mann, als Cromwell. Dieser entsetzte seinen König des Throns, jener das römische Volk. Cäsar wurde getödtet und verdiente es zu werden; Cromwell herrschte und läßt noch die Meynung des Freundes der öffentlichen und Nationalfreiheiten unentschieden.

Man hält sich nachdenkend über der großen Begebenheit von dem Tode Cäsars auf; denn wer hätte gedacht, daß die Ueberreste eines einzigen Menschen einen so ausgezeichneten Einfluß auf einen so weit umfassenden Theil des Erdballs gehabt haben würden? War Brutus ein Meuchelmörder,

oder war er Rächer? Seine festen Grundsätze, einzig und allein auf das Interesse der Republik gerichtet, riefen ihm zu, daß man nicht zaudern solle, das allgemeine Wohl des Vaterlandes jedem andern vorzuziehen; sie riefen ihm zu, daß man sich selbst vor allen andern Dingen der öffentlichen Sache weihen muß, und daß der Feind der Freiheit, der Feind aller Menschen ist. Die gekrönten Ungeheuer, welche den Thron bestiegen, den Cäsar erbauet und befestigt hatte, beweisen, daß Brutus gut gehandelt hat — glücklich — wenn er auf immer die Tyranney zernichtet hätte, indem er den Tyrannen durchbohrte; — aber die Tyranney bestand. — Auf ein Geschlecht von Kaysern wäre ein zweytes Brutusgeschlecht nöthig gewesen — aber indem einer nach dem andern von dem blutbefleckten Throne herabstürzte, fiel keiner dieser Tyrannen durch die Hand des Patriotismus. Diese lange Reihe wilder und hirnloser Tyrannen, dieses Schandmal der Menschheit bietet nichts als das eigensinnige Werk eines zügellosen Heeres dar. Ein Verbrechen hob sie auf den Thron, ein Verbrechen stürzte sie wieder herab.

Cäsar entweihte das Schwerdt und das Genie, das ihn zum Herrn der Welt und des Senats machte; allein die ersten Schritte, die er auf

der

der Bahn des Ehrgeizes that, zwangen ihn viel-leicht, ohne Anhalt fortzufahren. Möge derjenige, welcher dieses liest, und den wahren Ruhm liebt, seufzen und die Ehre einer auch noch so bald vorübergehenden Dictatur verabscheuen! Cäsar, der als Jüngling Theil an allen Verschwörungen hatte, die in Rom angezettelt wurden, besaß die Kunst, des Verdachts ungeachtet, den man immer auf ihn hatte, dennoch niemals überführt werden zu können. Wenn er wiederum in den Senat als Senator getreten wäre, hätten der Consul und die Tribunen sein Betragen untersuchen können. Dieser Grund konnte ihn zum Verbrechen gegen sein Vaterland bewegen, ihn reizen, sich zum beständigen Dictator ernennen zu lassen. Die Nation, welche durch die Länge, die anhaltende Aufeinanderfolge und Grausamkeit der bürgerlichen Kriege erschöpft war, sah keine andere Hülfsquellen vor sich, als einen uneingeschränkten Herrn, nemlich demjenigen der Anführer sich zu übergeben, der sich die meisten Individuen zu unterwerfen wüßte. Cäsar unterwarf sich Rom, um seine ersten Fehler zu verhüllen; er veränderte völlig dessen Schicksal, und leider auf Jahrhunderte. Die Größe der Römer bestand vorher in der Liebe zur Freiheit, und seitdem bestand sie in der Knechtschaft, die den

Thron

Thron umgibt, und die das einzige Mittel ist, zu Würden, zu Reichthümern, zu Gunstbezeugungen aufgenommen zu werden: so entartet also der Nationalgeist, oder vervollkommnet sich, ohne daß ein Mittelding statt finden sollte. Die ganze Kunst des Gesetzgebers bestehet also darinn, dies belebende Feuer zu unterhalten, um es nicht erlöschen zu lassen.

Man kann davon nach den Thatsachen urtheilen: von welcher Wichtigkeit ist es nicht für die Gesetzgeber, sich bei dem Sinne der Worte mit Bedacht aufzuhalten? Welch eine schreckliche Schöpfung haben nicht diese Worte König und Kayser gerechtfertigt! und nach den schrecklichen Uebeln, die aus diesen weitschweifigen Worten entstanden sind, mögte es meiner Meinung nach von sehr grossem Nutzen seyn, daß man keinen Namen irgend einer bei den neuern Nationen festgesetzten Würde statt finden lassen sollte, ohne ihn vorher einer Revision zu unterwerfen. Unter diesem Gesichtspunkte hat Cäsar, der die Dynastik der römischen Kayser schuf, den ungeheuersten und schmähligsten Despotismus gründete, es verdient, daß, ungeachtet seines großen Genies, sein Andenken jedem verhaßt ist, der in seiner Seele das Bild der Vaterlandsliebe und der Freiheit trägt, oder nur die gewöhnliche

liche Ehrfurcht für die Würde der menschlichen Natur in sich nährt.

Wen sahe man, seitdem Cäsar den Senat beherrscht hatte? einen sich sanftmüthig stellenden Tyrannen, unter dem Namen des Augusts, und bald darauf die Regierung des Tibers. Die Regierungsform wurde vollkommen despotisch, und glich ungefähr derjenigen, die wir in der Türkey sehen. Eine zügellose Miliz macht und entsetzt Kayser nach Willkühr. Die Niedrigkeit, die Knechtschaft des Senats, sind auf ihrer untersten Stuffe. Er bedient sich bloß des Schattens von Ansehen, den man ihm übrig ließ, um sich an dem Volke, wegen der Schmach und der Beleidigungen zu rächen, die er von den Kaysern erdulden mußte. Nachdem endlich alle Bande der Regierung zerschmettert waren, zertheilt sich das ungeheure Reich, stürzt von selbst in Trümmer zusammen, und wird die Beute der ersten Barbaren, die es eines Angriffs würdigen.

Wenn das Auge des Beobachters bis zu den Ursachen durchdringt, so wird es den Verfall des römischen Reichs in dem Fehler, in dem einzigen aber unendlich wichtigen Fehler finden, den Romulus

lus beging, indem er den erblichen Adel zugab, und das Patriciat stiftete, wodurch die Republik in zwey Klassen getheilt wurde. Die Edlen und Patricier waren die einzigen, denen es erlaubt war, nach öffentlichen Würden zu trachten. Die Senatoren, deren Amt nie aufhörte, konnten nur aus diesen beiden allein genommen werden, und gleich als fürchtete man, daß sie noch nicht mächtig genug seyen, so konnten endlich die Patricier nur allein zu Priesterwürden gelangen. Der übrige Theil des Volks war mit dem Namen Plebejer bezeichnet. Es war unmöglich, daß die Patricier, als ausschliessende Besitzer aller Aemter der Republik, als die einzigen, welche in den Senat kommen, und nach Willkühr mit der Religion und den Augurien, diesem bei einem abergläubischen Volke so mächtigen Mittel, handeln konnten, nicht nach immer höherer Gewalt gestrebt hätten. Die Alleinrechte dieses privilegirten Ordens waren der Saamen ewiger Streitigkeiten, die, ungeachtet des physischen Uebergewichts des Volks, dennoch unvermerkt zu seinem Nachtheile sich wendeten. Durch die Eroberungen Roms wuchs nur die Macht der Edlen und die Sklaverey der Plebejer; und als man endlich mit den erbeuteten Reichthümern der Welt auch den Luxus und das Sitten-

verderbniß erkauft hatte, so traten Patricier auf, die mächtig genug waren, den Senat selbst zu unterjochen und die Freiheit zu vernichten. Die römische Aristokratie war es also, die das stolze Regierungsgebäude Roms untergrub und zerstörte.

Chlodwig.

Erster König der Franken.

Chlodwig, der Stifter der Fränkischen Monarchie und seine nächsten Nachkommen, so wie ihr Zeitgenosse Dietrich der Große, König der Ostgothen, und der Kayser Justinian, bestimmten das Schicksal ihrer Zeit, nicht nur durch ihre Macht, sondern auch durch ihre großen, ruhmwürdigen Eigenschaften, und — durch ihre Fehler. Den erstern wollen wir hier betrachten.

Als Chlodwig Besitzer des vom Syagrius abhängigen Galliens geworden war, seine Vettern aber andrer Gegenden sich bemächtigt hatten, so kam es auf sie mehrentheils an, ob sie auch Freunde und friedliche Nachbaren bleiben wollten. Der Uebertritt zum katholischen Christenthum gab den Salischen Franken neue Gelegenheiten und Aufforderungen damals und späterhin, sich weiter auszubreiten, im Süden und Osten; die Roheit der deutschen Nachbaren aber, im heutigen Deutsch-

land. Die große Tapferkeit und die Siege der Franken verbreiteten Schrecken bei den Nachbaren; unter den Franken Zutrauen auf sich selbst. Die erzwungene Auslieferung des Syagrius war die erste Gelegenheit zum Unwillen mit den Westgothen; aber damals ohne weitere Folgen.

Die Thüringer waren während der Abwesenheit Chlodwigs ins Fränkische Gebiet eingefallen, hatten nicht nur geraubt, sondern auch die schrecklichsten Grausamkeiten verübt. Aus Mittelfrankreich ging Chlodwig gegen sie zu Felde und erlangte Genugthuung. Zu einer gänzlichen Eroberung kam es indessen nicht; er hatte noch nicht alles in Gallien inne, wonach er trachtete, und wendete sich dort wieder hin. Vollauf beschäftigt mit den Amorikern und Kleinbritten rufte ihn der Einfall der mächtigen und streitbaren Allemannen nach dem Niederrhein. Sie waren mit ganzer Macht über die Repuarischen Franken hergefallen, und belagerten Köln am Rhein, wendeten sich aber gegen Chlodwig, welcher zum Entsatz mit etwa 30,000 Mann anrückte. Das Treffen bei Zülch war zweifelhaft, bis Chlodwig, Christ zu werden angelobte, der Allemannische Oberanführer oder König Wibald aber das Leben verloren hatte. Chlodwig erfocht den vollständigsten Sieg, dessen

Fol-

Folgen sehr groß für ihn und die Allemannen waren. Er unterjochte, wenn man es so nennen darf, daß ein roheres Volk genöthigt wird, zu einer bessern Verfassung sich zu bequemen, in neun Jahren den Theil der Allemannen, welcher oberhalb der Donau wohnte, oder umherzog, entweder gänzlich, oder machte ihn von sich abhängig. Die Gauen von Worms, welches später eine Hauptstadt der Franken war, und von Speier, die Rheinische Pfalz und die Wetterau ꝛc. bis zur Lahn wurden fränkisches Gebiet; die andern Länder im Norden der Donau erhielten vermuthlich ihren eignen, von den Franken, als Lehnmann, abhängigen Herzog und gaben Tribut. Die unterhalb der Donau aber kamen theils unter burgundische Herrschaft (um Aranches und an der Aar) theils begaben sie sich in den Schutz Dietrichs, des Ostgothischen Königs und Gemahls der Schwester Chlodwigs, der Albofled, und wurden entweder als Kolonisten in Italien am Nieder-Po angesetzt, oder blieben in Rhätien, wozu damals Tyrol, Graubündten, die östliche Schweiz und das südliche Schwaben gehörten. Sie bekamen einen eignen Herzog, und am Könige Dietrich selbst einen gültigen Fürbitter bei dem Sieger Chlodwig. Sie selbst hatten um Schonung gebeten, weil sie Chlodwigs

wigs eignes Volk seyn wollten; Dietrich bat, königlich, um Mäßigung: Chlodwig sey groß genug, gnädig seyn zu können. Das ward für ganz Schwaben der Anfang zu einem friedlichern und gesittetern Leben und zu einer bessern Verfassung, als die bisherige war, wo sie meistens in selbst gemachten Wüsteneyen umherzogen; in Ländern, welche ehedem so blühend waren. Was also Römern unmöglich gewesen war, das kam nach Chlodwigs Siege von selbst zu Stande. Für den Chlodwig aber wurde dieser Krieg die nächste Gelegenheit zum Christenthum; dieses aber zu neuen Thaten.

Er, der katholische Proselyt, bekam bald Händel mit den Arianischen **Burgundern**. Der König Gundioch hatte vier Söhne hinterlassen, und jedem einen Antheil und eine Hauptstadt, Genf, Vienne, Lion, Bisanz. Sie entzweyeten sich. Chilperich von Genf wurde von seinem Bruder Gundobald von Lion überwunden und sammt seiner Gemahlinn, welche man mit einem Stein am Hals in die Rhone warf, und seinen zwey Söhnen hingerichtet der zweyte Bruder Godemar mit dem Schlosse (turris) zu Vienne aufgebrannt, von Chilperichs Töchtern wurde die eine Nonne, die andre, Clotilde, aber des Fränkischen Chlodwigs

Ge-

Gemahlinn. Aurelian, Chlodwigs kluger, staatskundiger Diener, stiftete die Vermählung. Er kam zuweilen als Gesandter nach Burgund und erlangte Kunde von der Schönheit und dem Werthe der Clotilde, welche exilirt, das heißt in einsamer Verwahrung gehalten war. Im strengen Incognito fand er Zugang zu ihr, und sprach viel vom Heldenmuth, von der Hoheit und Herrlichkeit seines Herrn, von seiner Willfährigkeit und Milde gegen die Christen, und von seiner Liebe zu ihr, der Königstochter. Einen Heiden bekehren, einen Bluträcher der gemordeten Eltern und Geschwister im geliebten Gemahle zugleich zu erhalten, nahm sie einen kostbaren Ring darauf und empfing den (Mahlschatz oder) Kaufschilling ihrer Person — demnach wurde die Braut gekauft — mit einem Goldgulden vom Aurelius. Gundobald hatte mehr Neigung, als Macht, die Vermählung zu verwehren. Aus Italien kam die erwartete Hülfe nicht von den Ostgothen. Chlodwig aber, welcher mit der Braut das Reich nehmen mögte, war nahe, und die Warnung Gundobalds "keinen Götzendiener zu ehlichen" bei der Nichte fruchtlos. Er ließ sie also nach Frankreich ziehen. Man näherte sich der Gränze. Clotilde bat die Getreuen Chlodwigs, ihre Begleitung, sie an Bur-

gund zu rächen und das Land zu verwüsten; und lobte Gott, als sie den Dampf der brennenden Landschaft zum Himmel aufsteigen sahe. Um schneller zu entkommen, stieg sie aus dem mit Ochsen bespannten Lederwagen (Basterne) und eilte zu Pferde — noch zu rechter Zeit — ins Fränkische Land, zum Gemahle. Gundobald, welcher sie hatte zurückholen wollen, gab ihr furchtsam die gefoderten Schätze und ahnete nicht die Feindseligkeiten an den Grenzen, welche gemeiniglich auch sonst, wie zwischen Gränitzern in Ungarn ehedem, übersehen wurden. Allein Clotilde mag eben so stark um volle Rache, als um Bekehrung zum Christenthume bei dem liebenden Gemahle sich bemühet haben. Sechs Jahre verflossen und Chlodwig war indessen ein Christ und viel mächtiger und listiger geworden. Nun kam neue Aufforderung, (J. 499) Godegisel zu Bisanz bot dem Chlodwig heimlich einen Landesantheil, Tribut und Lehnstreue an, wenn er ihm helfen wollte, seinen Bruder Gundobald wegzutilgen. Chlodwig nahm es an und zog gegen Gundobald aus. Unkundig des Vertrages, mahnte der seinen Bruder auf, ihm zu helfen. Erst, als es unweit Dijon an der Ouche zum Schlagen kam, gieng er zu den Franken über, Gundobald mußte fliehen. In Avignon

wurde er enge eingeschlossen; der schmählichste Tod wartete sein. "Ich bin in der größten Noth," klagte er seinem staatsklugen Diener Aredius, "die Barbaren von Franken umzingeln mich, wol„len mich tödten und das Land einnehmen." — Besänftige die Wilden, antwortete Aredius, und überlaß es mir. Es geschah. Aredius stellte sich als Ueberläufer, gewann Chlodwigs Zutrauen und brachte ihn so weit, da er doch den Jura und die Alpen nicht bezwingen, unter getheilter Herrschaft aber in Burgund seiner Hoheit gewiß seyn würde, daß er abzog und gegen Tribut und Lehnstreue auch den Gundobald in seinem Reiche ließ. Chlodwig bekam anderwärts volle Arbeit und Gundobald nahm schreckliche Rache am Bruder Godegisel. Er fiel über ihn her, bekam in Vienne ihn in seine Gewalt und ließ ihn, in der Ketzerkirche, sagt Gregor von Tours, mit orthodoxem Wohlgefallen, nebst Mehrern hinrichten. Hiebei wurden 5000 Franken zu Gefangenen gemacht und den Westgothen nach Toulouse zur Bestärkung eines Bündnisses zugeschickt. Chlodwig ließ ab vom Kriege gegen Burgund, um nicht mehr Feinde zu einer Zeit zu bekommen.

Die Westgothen mußten es entgelten, als Chlodwig inzwischen daheim besser eingerichtet und

der Krieg mit den Allemannen und dem Reste der römischen Gallier beendigt war. Diese Verbindung mit den Burgundern nicht sowohl, als vielmehr die Aufforderungen katholischer Bischöfe, welche mit gutem Gewissen einem Herrn anderer Confession nicht gehorchen zu können vermeinten, brachten den Chlodwig in Waffen gegen Alarich, König der Westgothen; ganz andrer Vorwand aber wurde gebraucht. Es war entweder dem Chlodwig hinterbracht worden, daß Alarich nachtheilig von ihm gesprochen hätte, oder andre kleine Ursachen zu Mißhelligkeiten gegeben worden. Alarich suchte einem Bruche auszuweichen, und brachte eine persönliche Zusammenkunft mit Chlodwig auf einer Grenzinsel in der Loire bei Amboise zu Stande, wo sie sich wechselseitig bewirtheten und bei ihren Bärten Freundschaft schwuren. Die Zusammenkunft der Könige selbst stiftete damals so wenig als in neuen Zeiten, Gutes. Die Mißhelligkeiten brachen bald stärker aus. "Es thut mir in der Seele wehe, sagte Chlodwig bei der Rückkunft nach Paris zu den Seinigen, "daß diese „Arianer den schönsten Theil Galliens besitzen. „Laßt uns in Gottes Namen gegen sie ziehen und „ihr Land ihnen abnehmen!" Das gefiel allen wohl und man trat den Zug an. Dietrich, der

Ost-

Ostgothische König, beurtheilte die Lage seines Schwiegersohns Alarich und seines Schwagers Chlodwig richtig. Er kannte die Schwäche des erstern und die Ueberlegenheit des leztern. Die Westgothen hatten lange keinen Krieg gehabt und den alten kriegerischen Muth verloren, und waren überdem nicht einverstanden. Er bemühete sich also wahrscheinlich schon vor der Zusammenkunft bei Amboise, die zwey Könige zu bewegen, sich einem schiedsrichterlichen Ausspruche zu unterwerfen, und zugleich die Könige der Burgunder (der Heruler, Warner) und Thüringer zur Theilnehmung zu bewegen. Er richtete aber nichts aus. Gundobald von Burgund verband sich mit den Franken, und Chlodwig, den viele katholische Unterthanen der Westgothen als ihren Erlöser erwarteten, wagte es, schnell auf den Alarich loszugehen, nachdem er sich, seiner Meinung nach, Gott und seine Heiligen zu Freunden gemacht, und seine Krieger mit Hoffnung und Muth erfüllt hatte. Auf Anrathen seiner Gemahlinn gelobte er Gott und den heiligen Aposteln, eine Kirche auf einer Stelle zu bauen, wo seine Streitaxt, die er mit Macht von sich warf, hinfallen würde. Zum Münster des heiligen Martins in Tours sandte er heimliche Kundschafter, ein Bibelorakel

zu holen, das vortheilhaft lautete, und gelobte dem Heiligen selbst sein Streitroß, auf dem er in diesem Kriege zog, falls er ihm helfen würde. Vom heiligen Rhemigius hatte er ein Fläschgen mit gesegnetem (Abendmahls-) Wein, aus welchem er höhern Muth in Gefahren sich trinken mogte. Er hielt nicht nur bei Tours, in der Nachbarschaft des heiligen Martin, sondern auch anderwärts gute Mannszucht, ging, heißt es, durch Wunderwerke geleitet, über die Vienne, und kam unweit Poitiers bei Vivonne dem Alarich auf den Hals. Der Rath der erfahrnen Krieger, daß man den Krieg in die Länge ziehen und die Ostgothische im Anzuge begriffene Hülfe erwarten solle, ward nicht gehört. Die jüngern lebhaftern Krieger schämten sich, vor deutschen Räubern zu fliehen, und rechneten auf die größere Anzahl. Jetzt konnte man den Franken nicht mehr ausweichen. Alarich verlor im persönlichen Gefechte mit Chlodwig das Leben, die Westgothen wurden auf das Haupt geschlagen. Chlodwig kam in Lebensgefahr. Zwey Gothen hatten mit ihren Speeren ihn von beiden Seiten gefaßt; nur die Güte seiner Rüstung und die Schnelligkeit seines Pferdes retteten ihn. Die Eroberung von Aquitanien war die erste Frucht des Sieges; Chlodwig brachte den Winter in Bourdes

deaux zu. Sein Sohn Dietrich nahm den Gothen Quercy, Rovergne rc. bis an die Grenzen von Burgund weg. Im folgenden Jahre ward der berühmte Schatz zu Toulouse den Franken zu Theil. Die Eroberungen wurden als Beute getheilt und fränkische Kolonien daselbst angesetzt. Die Westgothen würden alles bis an die Pyrenäen verloren haben, wenn die ostgothische Hülfe nicht erschienen wäre. Denn nach der Niederlage wurden sie noch uneiniger, einige wählten Alarichs natürlichen Sohn Gesalich zum Könige, und setzten sich in Narbonne, andre den Amalrich, seinen standesmäßigen aber minderjährigen Prinzen, und diese entwichen nach Spanien und erhielten Dietrichs von Italien Hülfe. Vor Arles in Provence wurden die vereinigten Franken und Burgunder geschlagen (mit Verlust von 40,000 Mann) und Chlodwig mußte Frieden machen. Dem Anschein nach behielt jeder, was er eben besaß. Gesalich konnte nicht emporkommen und Amalrich starb bald — Auf dem Rückzuge kam Chlodwig nach Tours, und wollte sein Gelübde bezahlen und sein Leibpferd vom Heiligen lösen. Er ließ ihm hundert Goldgülden dafür auszahlen; allein das Pferd war stätisch und nicht von der Kirche wegzubringen. "Es sey dem heiligen Martin nicht feil dafür"

wurde

wurde dem Könige gemeldet. Er verdoppelte also die Summe und das Pferd ging mit fort — "St. Martin, sagte der König, ist zwar ein guter Helfer in der Noth; aber ein etwas theurer Handelsmann! — Eben hier in Tours hatte er die Ehrenzeichen der königlichen Würde vom Kaiserhofe erhalten; laßt uns noch sehen, wie er sie benuzt habe, um seine Schilderung zu vollenden.

Neben ihm herrschten noch viele Fürsten über die einzelnen Theile oder Stämme der fränkischen Nation. Sie stammten mit ihm aus einer edlen Familie ab, und mögen theils anfänglich mit seiner Religionsänderung, theils und vorzüglich mit der Annahme Königlicher Würde vom Kaiser nicht zufrieden gewesen seyn. Aus Besorgniß, daß sie ihm die Krone rauben mögten, beschloß er, sie zu vertilgen, und vollstreckte es auf eine sehr schändliche Weise. Sigebert von Köln war der erste, und wurde auf Chlodwigs Anstiften von seinem Sohne Chlodorich, welcher im Treffen bei Vivonne zugegen gewesen war, im Buchenwalde im Fuldaischen auf der Jagd ermordet. Durch Abgeordnete, welche die Schätze mit ihm theilen sollten, ließ Chlodwig diesen selbst ermorden, und zog seine Schätze und sein Land an sich. Den Chararich ließ er, sammt dessen Sohn, zu Pfaffen

schee=

scheeren, den vielleicht noch im Heidenthum leben-den Ragnachar und seinen Sohn aber durch Verrätherey in Fesseln legen, vor sich bringen, und hieb ihnen eigenhändig den Kopf ab; dem Vater, weil er sich — auf eine dem Adel entehrende Weise habe fesseln lassen, dem Sohne, weil er dem Vater nicht beigestanden habe. Noch sehr viele andre Verwandte hatten dieses Schicksal. Einst jammerte Chlodwig in einer Versammlung, daß er doch gar keine Verwandten auf Erden habe, die sich seiner Sache annehmen, könnten — aus List, sagt Gregor von Tours, um vielleicht dadurch zu erfahren, ob noch einer oder der andre vorhanden wäre. —

Unter seinen vier Söhnen bekam das Fränkische Reich den Umfang, welchen es bis auf die Karolingische Umwandlung gehabt hat. Thüringen und Burgund wurden erobert, die Provence, Baiern und Rhätien aber durch Vergleich erworben. Die Versuche auf Italien mißlangen in diesem Zeitraum sämtlich.

Das Land **Thüringen** hatte damals **drey Brüder zu Königen.** Einer von ihnen, **Hermanfried**, stand in Verbindung mit Dietrich dem Großen, und wurde Gemahl seiner Nichte Amelberg. Ihr Ehrgeiz soll ihn verleitet haben, in Chlodwigs Manier nach der Alleinherrschaft zu

stre-

streben, einen Bruder zu ermorden, und den andern mit Hülfe des Austrasischen Franken-Königs, Dietrich, gewaltthätig zu vertreiben. Er hielt dem Bundsgenossen nicht Wort, wurde mit Hülfe der Sachsen an der Unstrut — (J. 531.) überwunden, Burgscheidingen erobert, und dem Thüringischen Reiche ein Ende gemacht. Hermanfried verlor nachher erst durch Tücke sein Leben. Den nördlichen Theil bis zur Unstrut bekamen die Sachsen, das übrige die Franken. Spätere Schriftsteller haben sehr umständliche Nachrichten vom Untergange dieses Reichs aufbehalten; nur ist ungewiß, woher sie geschöpft haben. Thüringen blieb oder wurde ein eigner, zum Fränkischen Reiche gehöriger, von einem abhängigen Herzoge nach eignen Gesetzen regierter Staat, in der Art, wie Allemannien.

Damals erheblicher war die Eroberung **des Burgundischen Reiches. Gundobald** hinterließ bei seinem Tode (J. 516.) das Reich seinem Sohne Siegmund **ungetheilt** und scheint sich schon in der Rücksicht zu einer bessern Politik emporgehoben zu haben. Denn er hatte noch einen Sohn Godemar. Der neue König war vermählt mit Ostroth, Tochter Dietrichs des Großen und mit einem Thronerben, Siegrich, versehen.

Die

Die Königinn starb, und Siegmund heyrathete mehr zur Frau, als zur Königinn, eine aus dem Gefolge der Königinn. Sie überhob sich ihres Glücks und fühlte sich beleidigt, als der Kronprinz spöttisch über sie lachte, wie sie in den Kleidern seiner Mutter sich brüstete. Sie wiegelte durch Liebkosungen und Verläumdung ihren Gemahl auf, daß er den Prinzen im Schlafe hinrichten ließ. Siegmund sahe die Uebereilung und seines Prinzen Unschuld zu spät ein. Dietrich schickte aus Italien ein Heer, seinen Enkel zu rächen und Clotilde lebte noch, ihre Söhne zu einem neuen Angriffe auf Burgund zu ermuntern. Siegmund entfloh dem Throne, nach St. Moritz im Walliser Lande, mußte aber sein Reich vertheidigen. Die Franken und Ostgothen hatten einen Theilungsvertrag geschlossen und griffen an. Siegmund wurde geschlagen, von den Franken in St. Moritz gefangen genommen, und im Gebiete von Orleans, sammt Gemahlinn und Kindern getödtet und in Brunnen geworfen. Er ist unter die Heiligen versetzt worden, und katholisch gewesen. Sein Bruder Godemar wehrte sich acht Jahre mit Klugheit und Tapferkeit, entfernte die Ostgothen durch einen Frieden, in welchem er ihnen Savoyen und andre Alpenländer abtrat. Chlodomir, K. von Or-

Orleans, fiel selbst in einem Treffen, seine zwey Brüder aber endigten den Krieg mit dem Untergange Burgunds. (J. 534.)

Nicht lange darauf fielen alle ostgothischen Länder auf der West- und Nordseite der Alpen den Franken zu. **Baiern** und (Allemannien) **Schwaben** kamen an den Austrasischen König Dietrich (J. 536.), Provence und andere Burgundische Stücke an die Westfranken. Die Verlegenheit der Ostgothen, welche mit Justinian in Krieg geriethen, nöthigte sie, die Freundschaft der Franken dadurch zu erkaufen, wiewohl es ihnen nichts half. Alle diese Länder blieben im Besitze ihrer Gesetze und Freyheiten. Burgund hieß lange noch eigener Staat, und wurde theils von einem Herzoge (in Niederburgund), theils eine Zeitlang von einem Patricius unter fränkischer Hoheit regiert. In Allemannien und Baiern regierten erbliche Herzoge aus einheimischem alten Adel, als Vasallen der fränkischen Könige.

Seitdem haben die fränkischen Grenzen lange Zeit sich nicht erheblich geändert. Das Reich war sowohl der Ausdehnung, als der innern Beschaffenheit nach das stärkste in Europa. Ausser den

Sach-

Sachsen und Friesen waren alle Deutsche einheimisch gebliebene Völker auf eine solche Weise damit verbunden, daß ihnen eine schlechte Regierung wenig schaden, eine gute desto größern Nuzzen gewähren konnte. Diese Vortheile wären vielleicht weggefallen, wenn das fränkische Reich nicht getheilt worden wäre.

Ferdinand Alvarez de Toledo,

Herzog von Alba.

Unter den berühmten Feldherrn des sechzehnten Jahrhunderts behauptete der berühmte Herzog von Alba immer einen sehr vorzüglichen Rang. Er war einer der tapfersten Männer seines Zeitalters, und bei jeder Gelegenheit, ohne Ausnahme, zeigte er sich immer als den treuesten Unterthan seines Landesherrn. Die Muse der Geschichte würde unstreitig längst seinen Namen in das Verzeichniß der Helden eingetragen haben, und eine dankbare Nachwelt würde vielleicht noch bis auf den heutigen Tag sein Andenken segnen, wenn er nur nicht so oft seine Lorbeern in Blut getaucht, und seine glänzendsten Siege durch Unmenschlichkeit entstellt hätte. Selbst sein unbegränzter Stolz und seine unersättliche Habsucht würden alsdann weniger in Betrachtung gezogen werden, und seinen übrigen grossen Eigenschaften weichen müssen. Dieser wunderliche Mann, dessen Charakter das seltsamste Gemisch von Tugenden und Laster ist, wurde im

 Jahre

Jahre 1508 geboren. Seine Familie war eine der ältesten, berühmtesten, angesehendsten und reichsten in ganz Spanien. Von Jugend auf zum Kriege bestimmt, that er schon im 18ten Jahre seinen ersten Feldzug, und wohnte 1525 den 24sten Febr. der berühmten Schlacht bei Pavia bei. Als Kaiser Karl der Fünfte 1539 die bekannte Reise durch Frankreich nach den Niederlanden unternahm, um die aufrührischen Einwohner zu züchtigen, befand sich Alba mit in seinem Gefolge. Brantome sagt in seinen Memoiren, daß der Kaiser bei dieser Gelegenheit einer der vornehmsten Damen des französischen Hofes den Herzog von Alba mit folgenden Worten vorgestellt habe. "Hier, Madame, sehen Sie den Herzog von Alba, den ich sehr liebe. Er ist aus einem edeln, tapfern Geschlechte, freilich ist er noch jung, aber ich kann sie versichern, daß er dereinst ein guter Kriegemann werden wird; auch werde ich ihn nach Verdiensten befördern. Zwar wünschte ich, daß er weniger Kälte und Zurückhaltung im Umgange zeigte, aber das ist schon einmal die Gemüthsart unsrer Spanier. Ihre Franzosen sind schon weit lebhafter und zudringlicher; z. B. Peloux, *) der immer in Bewe-

*) Dieser Peloux war ein geborner Franzose, und mit

wegung ist, und überall Zutritt verlangt. Bei alle dem aber wünschte ich doch, das Alba etwas von diesem Charakter an sich hätte."

Alba zeigte schon damals zur Genüge jenen Hang zur Grausamkeit, der ihn in der Folge so fürchterlich machte und so vielen Haß zuzog. Strada *) hat uns nachstehenden Zug davon aufbehalten. Der Kaiser verlangte seine Meinung über das Verfahren zu wissen, welches er gegen die rebellischen Genter zu beobachten hätte. Der Herzog antwortete: eine so widerspenstige Stadt müsse

mit dem bekannten Herzoge von Bourbon aus Frankreich gegangen. Seitdem hielt er sich beständig im Gefolge des Kaisers auf, der ihm sein ganzes Zutrauen geschenkt hatte. Da der Krieg eben seine Sache nicht war, so begnügte er sich den Vertrauten und Gelegenheitsmacher bei den geheimen Liebschaften seines Herrn zu spielen, dem er selbst während der Reise durch Frankreich manchen verliebten Zeitvertreib verschafte. Ueberhaupt gehörte er zu der Classe jener ränkevollen Geschöpfe, welche die Kunst verstehen, sich überall beliebt und nothwendig zu machen. Franz der Erste begegnete diesem ungetreuen Unterthan aus Achtung für den Kaiser weit besser, als er es verdiente.

*) Framiadae Stradae de Bello Belgico Decades.

müsse bis auf den Grund zerstört werden. Karl, der, ungeachtet seines Zorns, dennoch sehr günstig gegen die Stadt dachte, die sein Geburtsort war, befahl ihm, auf einen hohen Thurm zu steigen, von wo er ganz Gent deutlich übersehen konnte. Nach seiner Zurückkunft fragte ihn der Kaiser mit einer ernsthaften Miene: "Wie viel spanische Felle wohl erfoderlich seyn mögten, um daraus einen Handschuh von einer solchen Größe zu machen *)" Alba sahe aus dieser Frage, daß seine Strenge den Kaiser beleidigt haben müsse, er schwieg daher still, ohne weiter ein Wort zu erwiedern.

Im Jahre 1542 vertheidigte Alba mit vieler Tapferkeit die von den Franzosen belagerte Grenzfestung Perpignan, und nöthigte den Feind endlich, sein Unternehmen aufzugeben, und unverrichteter Sache nach Frankreich zurückzukehren. Die Gnade seines Herrn gegen ihn nahm immer mehr und mehr zu. Schon war er von einer militairischen Ehrenstuffe zur andern gestiegen. Der Kaiser ernannte ihn zu seinem Oberhaushofmeister, und 1546 stand er schon als commandirender General der spanischen Truppen bei der kaiserlichen

Ar-

*) Ein Wortspiel mit den Namen Gand, welches im Französischen auch einen Handschuh bedeutet.

Armee in Deutschland. An dem bekannten Siege bei Mühlberg hatte er nicht geringen Antheil, und zeichnete sich durch manche tapfere That vor vielen Andern aus. Man trug sich damals mit der Sage, es habe sich während dieser Schlacht ein sonderbares Zeichen am Himmel sehen lassen, indem die Sonne still gestanden seyn sollte, um Karls Sieg desto vollkommner zu machen. Der Kaiser selbst war schwach und eitel genug, zu wünschen, daß man dieses abgeschmackte Mährchen glauben, und ihn für einen zweiten Josua halten mögte. Seine Schmeichler — denn hat es wohl jemals Monarchen daran gefehlt? — schrieben es auch in der That dreist in die Welt hinein, und behaupteten, sie wären selbst Augenzeugen davon gewesen. Einige Jahre nachher fragte König Heinrich II. von Frankreich den Herzog von Alba, ob dieser Umstand wirklich gegründet? Er aber antwortete: "Ich war an diesem Tage mit dem, was ich auf Erden zu thun hatte, so sehr beschäftigt, daß ich unmöglich bemerken konnte, was am Himmel vorging." — Als Kaiser Karl nach der Schlacht Kriegsrecht über den gefangenen Churfürsten von Sachsen halten ließ, führte Alba dabei den Vorsitz. Er war es, der vor allen andern auf die Hinrichtung dieses unglücklichen Fürsten

sten stimmte, und an ihm lag es gewiß nicht, daß dieses grausame Urtheil nicht in der That vollzogen wurde.

In dem Kriege mit Frankreich und bei der Belagerung von Metz 1552, führte der Herzog von Alba das oberste Kommando der Armee nächst dem Kaiser. Er that während derselben Wunder der Tapferkeit; aber dieser Ort wurde so brav vertheidigt, daß Karl endlich die Belagerung aufheben mußte. Im Jahre 1555 ernannte der Kaiser ihn zum General en Chef seiner Truppen in Piemont, und zugleich zum obersten Statthalter in Italien. Alba nahm von dieser Würde, die mit einer fast unumschränkten Gewalt verknüpft war, unverzüglich Besitz. Aber seine ersten Thaten in diesem Feldzuge entsprachen nicht der Erwartung des Monarchen. Sein Gegner, der tapfre Marschall von Brissac, verrückte alle seine Anschläge und nahm manchen Ort weg, der bisher dem Kaiser zugehört hatte. Alba sah sich endlich gezwungen, ohne das Geringste ausgerichtet zu haben, und noch dazu mit beträchtlichem Verluste, die Winterquartiere zu beziehen.

Glücklicher war er in dem bald darauf folgenden Kriege gegen Pabst Paul IV. der die französische Parthei hielt. Alba drang in den Kirchenstaat

staat ein, bemächtigte sich verschiedener Städte, die sich ihm größtentheils freiwillig ergaben, und setzte dadurch den Pabst so sehr in Furcht, daß er um einen Waffenstillstand anhielt, den der spanische General auch bewilligte. Obgleich Paul IV. von einem französischen Hülfscorps unterstützt, diesen Stillstand bald wieder brach, und der Krieg *also* noch eine geraume Zeit fortgesetzt wurde, so nöthigte ihn doch das immer weitere Vordringen der Spanier, und die Zurückziehung der Franzosen, die ihrem Vaterlande zu Hülfe eilen mußten, bald wieder, in neue Unterhandlungen zu treten. Dieser Friede wurde 1557. zu Cavi geschlossen, der Herzog von Alba begab sich, dem Inhalte der Friedenstractaten zufolge, nach Rom, küßte dem Pabste knieend die Füße, und flehte ihn um Vergebung an. Dieser stolze Krieger, der vielleicht der hochmüthigste Mann seines Zeitalters und von Jugend auf an den Umgang mit Fürsten gewöhnt war, gestand dem ungeachtet, er sey, indem er sich dem Pabste genähert, so schüchtern geworden, daß er stammelnd seine Rede angefangen, und alle Gegenwart des Geistes ihn verlassen habe. In der That! ein sehr merkwürdiges Beispiel, wie weit die abergläubische Verehrung ging, die man in den damaligen Zeiten noch für den Pabst trug.

So viele Gnade auch Karl V. dem Herzoge von Alba jederzeit erzeigte, so stieg doch sein Glück erst unter der Regierung Philipps II. auf den höchsten Gipfel. Er wurde bald der erklärte Günstling dieses grausamen Monarchen, mit dessen blutdürstigen Charakter der seinige so genau sympathisirte. Im Jahre 1559, mußte sich Alba nach Paris begeben, um sich in Philipps Namen die Prinzessinn Elisabeth antrauen zu lassen, und sie nach Spanien zu führen. Als ihr Bruder, König Karl IX. von Frankreich, und ihre Mutter, die bekannte Königinn Catharina, in Bayonne 1565 mit ihr zusammenkamen, verfügte sich Elisabeth dahin, in Begleitung des Herzogs von Alba, der in einem sehr schimmernden Aufzuge erschien. In verschiedenen Turnieren und Karoussels, die bei dieser glänzenden Zusammenkunft angestellt wurden, zeichnete er sich durch seine Geschicklichkeit vor allen andern Rittern aus. Sogar der berühmte Connetable von Montmorenci, so ein geübter und erfahrner Ritter er auch immer war, wagte nicht mit ihm sich einzulassen, sondern begnügte sich bloß bei diesen Lustbarkeiten den Kampfrichter zu machen.

Die an ihren Vorrechten, vorzüglich aber durch Einführung der Inquisition in ihrer Gewis-

wissensfreiheit äusserst gekränkten Niederländer, hatten schon oft dem spanischen Hofe ihre Klagen vorgetragen, aber niemals Gehör finden können. Dieser tyrannischen Behandlung müde, griffen sie endlich zu den Waffen. Der Herzog von Feria und der Fürst von Eboli riethen zwar dem König zu sehr sanften und nachsichtsvollen Maaßregeln, aber Alba's Vorschlag, die Rebellen mit Gewalt zu ihrer Pflicht zurückzuführen, stimmte zu sehr mit der grausamen Gemüthsart des Monarchen überein, als daß er nicht den Vorschlag hätte genehmigen sollen. Philipp beschloß daher, ohne langes Bedenken, ein starkes auserlesenes Kriegsheer unter dem Kommando des Herzogs von Alba nach den Niederlanden abzusenden, wobei er ihn zugleich mit unumschränkter Gewalt zum Generalstatthalter dieser Provinzen ernannte.

Ein jeder, der nur das geringste menschliche Gefühl hatte, zitterte bei der Wahl eines so allgemein erkannten hartherzigen Mannes, von dem man schon im voraus überzeugt war, daß er jeden seiner Fußtapfen mit Blut bezeichnen würde. Don Carlos, der Sohn des Königs, war so sehr dieser Meinung, daß er, da sich Alba bei ihm beurlauben wollte, in der ersten aufwallenden Hitze seinen Dolch zuckte und mit einem wüthenden

Blicke

Blicke zu ihm sagte: "Lieber will ich dir diesen Dolch ins Herz stoßen, ehe ich zugebe, daß du hingehst, um als ein Feind ein Land zu verheeren, das mir so lieb ist." Mit diesen Worten stürzte er sich auf den beinahe aus aller Fassung gebrachten Herzog, der nur mit genauer Noth der Wuth des aufgebrachten Prinzen entging.

Länger als sechs Jahre regierte Alba die Niederlande mit eisernem Scepter. Die unglücklichen Grafen von Egmond und Horn, fielen als die ersten Opfer seiner Wuth, und mußten ihr Leben auf dem Schafotte unter dem Schwerdte des Henkers endigen. Da verschiedene angesehene Männer ihr Erstaunen über dieses Verfahren gegen den Herzog äusserten, gab er ihnen kaltblütig zur Antwort: "Ein paar Lachsköpfe sind besser, als viele tausend Froschköpfe." Ueberhaupt pflegte er damit zu prahlen, daß während seiner niederländischen Regierung und auf seinen Befehl, mehr als achtzehn tausend Menschen durch die Hand des Scharfrichters ihr Leben eingebüßt hätten.

Bald nach der Hinrichtung der beiden Grafen marschirte Alba den Verbundenen entgegen, und erfocht bei Gemmingen an der Ems einen vollkommenen Sieg über sie. Gleich nach der Schlacht hörte er zu seinem großen Mißvergnügen, daß das

sar-

sardinische Regiment, aus bloßen Muthwillen ein Dorf angesteckt hätte. Dieses den Gesetzen der Kriegszucht ganz zuwiderlaufende Verbrechen brachte ihn so sehr auf, daß er um dieses Regiment einen Kreis schliessen, und die Urheber der Feuersbrunst auf der Stelle aufhängen ließ. Zu gleicher Zeit wurde das ganze Regiment aufgehoben, bis auf eine einzige Kompagnie, die nicht strafbar war. Die Officiere wurden zu Gemeinen degradirt, und die Gemeinen unter andere Regimenter untergesteckt. So üben selbst blutdürstige Tyrannen nicht selten die Pflicht der Gerechtigkeit, wenn gleich Alba vielleicht bloß durch den Gedanken, daß ohne Disciplin kein Heer bestehen könnte, vorzüglich zu dieser Strenge geleitet war.

Die Niederlage bei Gemmingen machte indeß den Prinzen von Oranien nichts weniger als muthlos, der nun seit dem Tode seiner beiden Grafen das Haupt und die vornehmste Stütze der unterdrückten Niederländer war. Er erschien bald darauf wieder an der Spitze einer beträchtlichen Armee. Friedrich von Toledo, der Sohn des Herzogs von Alba, der mit einem detaschirten Corps die Bewegungen des Feindes beobachten mußte, ließ seinen Vater um Erlaubniß bitten, den Prinzen anzugreifen. Alba aber, der nie von dem

Grund-

Grundsatze abwich, es käme durchaus keinem andern als dem kommandirenden Generale zu, zu bestimmen, ob man schlagen müsse, oder nicht, antwortete dem abgeschickten Officiere mit einer finstern Miene: "Sagt meinem Sohn wieder, daß ich ihm sein Begehren bloß aus Rücksicht auf seine Jugend und Unerfahrenheit diesesmal verzeihen will, er mag sich aber in Acht nehmen, mir künftig Vorschläge dieser Art thun zu lassen: denn es würde demjenigen, der solche Aufträge zu übernehmen kühn genug seyn sollte, unfehlbar das Leben kosten." Alba hatte seine sehr guten Gründe, warum er diesesmal ein entscheidendes Treffen vermied, und durch sein kluges, vorsichtiges Betragen nöthigte er auch den Prinzen wirklich seine Armee auseinandergehen zu lassen, ohne daß er das Geringste von Bedeutung hätte unternehmen können.

Hierauf säumte Alba auch nicht lange, den größten Theil seiner Truppen in die Winterquartiere zu verlegen. Mit den übrigen ging er nach Brüssel, zog im Triumphe in diese Stadt ein, und befahl, seinen Sieg mit allen nur ersinnlichen Freudensbezeugungen zu feyern. In allen niederländischen Städten mußte ein solennes Dankfest für das Glück seiner Waffen angestellt werden.

Ueberhaupt gab er bei dieser Gelegenheit mehr als einen Beweis seines Stolzes und seiner Eitelkeit. Unter andern ließ er auch Medaillen schlagen, die das Andenken seiner Thaten verewigen sollten. Auf einer dieser Münzen ist er sitzend auf einem Triumphwagen abgebildet. Hinter ihm steht die Siegesgöttin, die ihm einen Lorbeerkranz aufsetzt. In seiner rechten Hand hält er ein Schwerdt, und in der linken eine Aegide; ersteres seinen Sieg bei Gemmingen anzudeuten, wo er den Feind im offnen Felde schlug, und leztere, die Klugheit seines Betragens gegen den Prinzen von Oranien zu bezeichnen. Der Wagen wird von Eulen gezogen; Vögel, die das Alterthum bekanntlich der Minerva, als Göttinn der Weisheit, zu widmen pflegte *).

Aber

*) Strado erzählt in seiner Geschichte des belgischen Krieges folgende lächerliche Begebenheit, die sich in diesem Feldzuge zutrug. Der Herzog von Alba, der Friesland zum Schauplatz des Krieges machen wollte, ließ seine Truppen in der Provinz Oberyssel halten, um vorher genau untersuchen zu lassen, ob so starke Brücken vorhanden wären, daß man schweres Geschütz darüber fahren könnte. Seine Spione aber waren noch nicht weit vorwärts ge-

kom-

Aber noch auffallender gab er seinen Hochmuth bei Anlegung der Citadelle von Antwerpen zu erkennen, welche fünf Bastionen hatte. Vier derselben nannte er nach seinem Namen und Titel:

kommen, als sie Trommeln rühren hörten, und in der Ferne vier Fahnen gewahr wurden. Eiligst kehrten sie nun zurück, um den Spaniern die Annäherung des Prinzen von Oranien zu melden. Auf diesen Rapport ließ Alba sogleich seine Armee sich in Schlachtordnung stellen und schickte dem Feinde abermals neue Kundschafter entgegen. Kaum hatten aber diese Abgeschickten eine kleine Strecke hinter sich gelegt, als sie vier Fahnen auf eben so viel Wagen erblickten, die mit grünen Gesträuchen bedeckt, und von einer großen Menge Bauern umgeben waren. Diese guten Leute begleiteten eine Braut, die gewiß an keinen Krieg dachten. Das ganze Heer lachte über den Irrthum der Spione, und die Zurüstungen zum Treffen verwandelten sich nun in lauter Freudenbezeugungen. Als die Braut vorbeifuhr, wurden die Trommeln gerührt und eine Generalsalve aus den Musketen gegeben. Seit diesem lustigen Auftritte pflegten die wallonischen Soldaten ihre dem Feind entgegengeschickten Spionen, sobald sie zurückkamen, jederzeit mit der Frage zu bewillkommen: "Habt ihr die Braut nicht gesehen?"

tel: Der Herzog; Ferdinand; Toledo; Alba; die fünfte führte den Namen des Ingenieurs, der die Festung angelegt hatte. Als diese Citadelle fertig war, ließ Alba, mitten auf dem Waffenplatze derselben seine Bildsäule aufstellen. Ein deutscher Künstler, Namens Jüngling, der geschickteste Bildgiesser seiner Zeit, hatte sie verfertigt. Der Herzog war mit einer drohenden Miene abgebildet; den rechten Arm streckte er gegen die Stadt aus, und zu seinen Füßen lag der Adel und das Volk, die auf ihren Knieen ihn um Gnade zu bitten schienen. Diese beiden allegorischen Figuren hatten kleine Näpfe an den Ohren und Bettelsäcke am Halse hängen, zum Andenken der Benennung Bettler, welche die Spanier den Mißvergnügten beigelegt hatten. Sie waren mit Schlangen, Ottern und andern Sinnbildern umgeben, die Falschheit, Geiz und Bosheit zu bezeichnen pflegen. Alle diese Figuren nebst dem Piedestal waren von Metall gegossen, wozu man die bei Gemmingen eroberten Kanonen genommen hatte.

Statt daß dieses Monument den Misvergnügten Ehrfurcht einflößte, reizte es sie nur noch mehr zur Erbitterung. Alba's Nachfolger ließ es zwar an einem weniger in die Augen fallenden Ort stellen, weil er dadurch beide Partheien zu ge-

gewinnen sich schmeichelte. Als aber die Verbundenen 1577 Antwerpen einnahmen, fielen sie wüthend über dieses Ehrendenkmal ihres ehemaligen Tyrannen her, und schlugen es in Stücken, wobei sie in ihrem Herzen eben so innig vergnügt waren, als ob ein jeder ihrer Streiche den Herzog selbst getroffen hätte. Einige nahmen sogar abgeschlagene Stücke mit nach Hause, um solche als eine schätzbare Beute aufzuheben.

Die despotischen und barbarischen Greuel, welche Alba während seiner niederländischen Statthalterschaft verübte, sind bekannt genug, und erfordern daher keiner umständlichen Erwähnung. Eine zahllose Menge Unglücklicher, ohne Ansehen des Geschlechts, Alters und Standes, wurden auf das geringfügigste Zeugniß, bisweilen sogar nur auf bloßen unerwiesenen Verdacht, der Raubsucht und Barbarei ihres Verfolgers aufgeopfert. Sein unmenschlicher Plan, den Aufruhr in dem Blute dieser armen Schlachtopfer zu ersticken, schlug ihm indessen doch fehl. Weit entfernt, sich von einem ähnlichen Schicksale abschrecken zu lassen, wurde vielmehr das Band, welches die Misvergnügten unter einander knüpften, dadurch noch fester zusammen gezogen. Alba erfocht nachher noch manchen Sieg über die Verbundenen, sie erhohlten sich dem un-

ungeachtet immer wieder, und boten ihren Feinden standhaft die Spitze. Seine letzte That in den Niederlanden war die Einnahme von Harlem 1573, wobei abermals unzählige Grausamkeiten ausgeübt wurden. Endlich fing Philipp an, selbst einzusehen, daß es wohl die höchste Zeit seyn dürfte, sanftere Maaßregeln zu ergreifen. Er rief daher den Herzog, mit dessen Gemüthsart die Ausführung dieses neuen Plans nicht im Geringsten harmonirte, wieder an seinen Hof zurück. Alba überlieferte also seinem Nachfolger die Regierung, und ging mit seinem Sohn Friederich, ohne weitern Verzug nach Spanien.

Ungeachtet aller Klagen, die bisher wider ihn eingelaufen waren, wurde er doch nach seiner Zurückkunft aufs Beste aufgenommen, und vom Könige seiner Gnade und seines Vertrauens in eben dem Grade gewürdigt, wie vorher. Er verwechselte nun das Feldlager mit dem Staatscabinette, und wurde aus Philipps thätigstem Feldherrn, einer seiner besten Minister und Räthe. So durchlebte er verschiedene Jahre, von seinen Freunden geschätzt, von Schmeichlern vergöttert, und von Feinden und Neidern heimlich gehaßt, bis ihm endlich ein unvorhergesehener Zufall die Gnade des Königs raubte und seine Verbannung vom Hofe nach sich zog.

Garcias von Toledo, gleichfalls einer von Alba's Söhnen, hatte eine vornehme Dame unter einem Eheversprechen entehrt, und weigerte sich, ihr Wort zu halten. Der König befahl hierauf, ihn zu arretiren und nicht eher wieder in Freiheit zu setzen, als bis er seine Zusage erfüllt haben würde. Mit Hülfe seines Vaters, der diese Verbindung eben so ungern sah, als sein Sohn sie wünschte, fand Garcias Mittel, zu entkommen; und um die Absicht des Königs desto gewisser zu vereiteln, wurde er unverzüglich mit einer seiner Anverwandtinnen, der Tochter des Markis von Villena, vermählt. Philipp gerieth hierüber so sehr in Zorn, daß er dem Herzoge den Hof verbot und ihn auf das Schloß Uzeda verbannte. Nur mit der äussersten Ungeduld ertrug der ehrgeizige Alba diese Beschimpfung. Doch ungeachtet der vielfältigen Bemühungen, die sich seine Freunde gaben, mußte er beinahe zwei Jahre in dieser für ihn so unerträglichen Lage zubringen.

Gleich nach dem Tode des Königs Heinrich von Portugall 1580, suchte Philipp seine Ansprüche auf dieses Königreich geltend zu machen, und wem konnte er dieses Unternehmen, welches durch die Waffen ausgeführt werden mußte, wohl besser und sicherer auftragen, als dem Herzoge von Alba,

einem

einem Manne, der alle zu einem großen Feldherrn erforderlichen Eigenschaften im hohen Grade besaß. Unvermuthet und zu seiner größten Verwunderung erhielt der verbannte Herzog einen Besuch von zwei Abgeordneten des Königs, die den Auftrag hatten, ihn zu fragen: Ob es seine Gesundheit verstattete, das Kommando der Armee zu übernehmen, die Philipp zu Eroberung des Königreichs Portugall bestimmt hatte? Alba antwortete ohne langes Bedenken, daß er seine Gesundheit und Kräfte dem Dienste des Königs mit Freuden aufopfern wolle. Zugleich machte er sich unvorzüglich zur Abreise fertig. Sein Vorsatz war, dem Könige zu Madrid seine Aufwartung zu machen. Aber dieser Monarch, der niemals eine Beleidigung vergessen und verzeihen konnte, wollte ihn nicht vor sich lassen, sondern schickte ihm seine Verhaltungsbefehle schriftlich zu, nebst der Ordre, sobald als möglich zur Armee abzugehen. So viel Feinde Alba auch immer durch seine Grausamkeit sich zugezogen hatte, so konnte ihm doch niemand in Rücksicht auf seine unerschütterliche Treue gegen seinen Landesherrn, seinen Beifall versagen, die ihn antrieb, sich in einem hohen Alter und bei schwachen Gesundheits Umständen, allen Gefahren und Mühseligkeiten des Krieges auszusetzen,

bloß

bloß um den Nutzen seines Herrn zu befördern, der sich doch auf eine so auffallende Weise hart gegen ihn bewies.

Im Jun. 1580, drang Alba an der Spitze der spanischen Truppen in Portugall ein; die mehresten Städte öffneten ihm willig die Thore, und erkannten den König Philipp für ihren rechtmäßigen Herrn. Nun sollte der Marsch nach Lissabon gehen, wo Don Anton Prior von Crato, der sich den portugiesischen Thron anmaßte, und sich auch schon zum Könige hatte ausrufen lassen, ein ansehnliches Kriegsheer zusammengezogen hatte. Alba entschloß sich, zu Wasser mit der Armee nach Cascaes zu gehen, weil sich dem Wege zu Lande verschiedene beträchtliche Schwierigkeiten entgegensetzten. Hier traf man den Feind in einem sehr vortheilhaften Posten an. Dem ungeachtet waren die Spanier bereit, diese Verschanzungen auf Befehl ihres Generals, anzugreifen. Aber die Portugiesen, die größtentheils aus neu angeworbenen Leuten bestanden, ergriffen die Flucht, ohne ihre Ankunft abzuwarten. Nun wurde Cascaes angegriffen und erobert, wobei Alba, wie gewöhnlich, durch neue Grausamkeiten seinen Ruhm befleckte. Ein gleiches Schicksal hatten mehrere feste Plätze, Don Anton wurde endlich auch angegriffen, geschlagen

und

und sein Heer zerstreuet, worauf sich Lissabon, und mit dieser Hauptstadt zugleich das ganze Königreich, dem Ueberwinder ergab. So viel Ehre auch die glückliche Ausführung dieser Unternehmung den militairischen Talenten des Herzogs machte, so muß man doch gestehen, daß er sich in Portugal nicht weniger stolz, blutdürstig und geldgierig, als ehemals in den Niederlanden, betrug.

Alba überlebte die Eroberung von Portugal nicht lange. Er starb 1582 im 74sten Jahre seines Alters und nahm den Ruhm eines großen Feldherrn mit sich ins Grab. Der Cardinal Granvella versichert in seinen Memoiren, daß man nicht von jeher so vortheilhaft von ihm dachte. Wahrscheinlich war seine Unthätigkeit in dem italiänischen Feldzuge gegen die Franzosen 1555 Schuld daran. Das schlechte Vertrauen, welches man zu seinen Fähigkeiten hatte, herrschte damals so allgemein, daß ein vornehmer Spanier ihm sogar einen Brief unter der beleidigenden Aufschrift zuschickte: "An den Herrn Herzog von Alba, General der Armeen des Königs in Mailand zu Friedenszeiten, und Oberhaushofmeister des königlichen Hauses zu Kriegszeiten." Alba zog sich diese verächtliche Begegnung so sehr zu Herzen, daß er aus seinem Schlummer glücklicherweise erweckt und

zu

zu Thaten aufgemuntert wurde, welche diesen Fleck bald wieder auslöschten, und seine kriegerischen Talente in einem ganz andern Lichte darstellten.

Brantome behauptet, Alba hätte zuerst den Gebrauch der Musketen bei der spanischen Armee in den Niederlanden eingeführt. Anfänglich war die Wirkung dieser neuen Art von Gewehren auf den Feind ausserordentlich. Alles floh, sobald nur der Ruf erscholl: Salgan, salgan, los Musqueteros afuera adelante los Mosqueteros; d. h. heraus, Musketiers! Vorwärts! Vorwärts! — Bald aber gewöhnte man sich auch daran, und am Ende hatten die Niederländer eben so gut Feuerröhre dieser Art, als die Spanier.

Der berühmte Abbe Raynal entwirft in seiner Histoire du Stadnouderat folgende Schilderung von den körperlichen Eigenschaften und Geistesfähigkeiten des Herzogs von Alba. "Er hatte lebhafte aber finstere Augen; einen scharfen durchdringenden Blick, der öfters Schrecken einzuflößen pflegte; einen ernsthaften Gang und ein heroisches Aeussere. Hiermit vereinigte sich aber auch noch ein edler Anstand; ein dauerhafter Körper; eine wohlgemessene Rede; und ein beredtes Stillschweigen. Im Essen und Trinken war er äusserst mäßig, schlief wenig, arbeitete viel, und schrieb

alles selbst, was in seinen Verrichtungen nöthig war. Schon von seiner ersten Kindheit an zeigte er viel Verstand und sein reiferes Alter hatte weder Thorheiten noch Schwachheiten. Nie überließ er sich den Ausschweifungen, und mitten im Tumulte der Läger, mitten im Geräusche der Waffen, bildete er sich zum Staatsmanne. So oft er im Rathe um seine Meinung befragt wurde, sahe er weder auf das Begehren des Monarchen, noch auf das Interesse der Minister. Stets erklärte er sich für diejenige Parthei, die ihm das meiste Recht zu haben schien, und öfters brachte er diejenigen, die ihm Gehör gaben, zur Rechtschaffenheit zurück, wenigstens folgte er ihnen nie in ihrer Ungerechtigkeit. Seine Unerschrockenheit zeigte sich nicht nur im Getümmel der Schlacht, sondern auch bei jeder andern Gelegenheit. Tausendmal zitterten seine Freunde, wenn sie ihn mit einer gewissen Art von Trotze und mit Wärme, das Andenken Karls V. gegen die unnatürlichen Beschuldigungen seines eigenen Sohnes Philipps II. vertheidigen hörten. Sein Haus glich dem glänzendsten Hofe eines Fürsten. Er füllte es mit jungen Adlichen an, die er entweder zu Kriegern oder Staatsmännern bildete; und bald genoß er das Vergnügen, die vornehmsten Ehrenstellen in

Spanien, sowohl im Civil- als Militairfache, von seinen Schülern besetzt zu sehen, deren Geschicklichkeit seinen Ruhm immer mehr und mehr vergrößerte. Man findet in der Geschichte seiner Nation keinen einzigen Feldherrn, der in dem nämlichen Grade wie er, fähig gewesen wäre, einen großen Krieg mit wenig Truppen zu führen; die stärksten Armeen, ohne zu schlagen, in Unthätigkeit zu erhalten; den Feind zu hintergehen, und sich selbst nie hintergehen zu lassen; das Vertrauen der Soldaten sich zu erwerben, und ihrem Murren jederzeit Einhalt zu thun. — Man will behaupten, daß er innerhalb sechzig Jahren, während welchen er unter verschiedenen Himmelsstrichen, gegen sehr verschiedene Feinde und in allen Jahrszeiten, Krieg führte, nie hintergangen, nie geschlagen, nie überrumpelt worden sey. Was für ein großer Mann wär er gewesen, wenn er nicht den Glanz so vieler erhabenen Tugenden und Talente durch eine übertriebene Strenge verdunkelt hätte, die ganz in Grausamkeit und Barbarey ausartete!

An-

Anton Raphael Mengs.

(Größtentheils aus dem Französischen des Herrn von Azara, spanischen Gesandten zu Rom.)

Unter unserer im Auslande so lange verkannten Nation hier und da Männer auftreten zu sehen, die durch glänzende Talente und Verdienste allgemeine Bewunderung erregen und selbst von Völkern ausnehmend geschätzt werden, welche bisher in dem Wahne standen, daß nur auf ihrem Boden ächte Genie's gedeihen können: das ist der herrlichste Triumph für den Patrioten, und der ehrenvolleste Ersatz für alle unverständigen oder hämischen Verkleinerungen, wodurch der respektable Name der Deutschen, bald von unsern westlichen, bald transalpinischen Nachbaren entweiht wurde.

Oft gewährte uns vorzüglich die letzte Hälfte dieses zu Ende laufenden achtzehnten Jahrhunderts einen solchen Triumph. Fruchtbar an deutschen großen Gelehrten und Künstlern in allen Fächern, wi-

widerlegte sie das Vorurtheil völlig, welches besonders jenseits des Rheins schien einheimisch geworden zu seyn, und sich dort vom Vater auf den Sohn, vom Witzlinge auf den Philosophen, und von diesem auf das servum pecus der Skribler und Nachbeter verbreitete, bis es sich endlich gar in die Sprache einschlich: als ob nemlich das hispida Germania des Tacitus auf die Geisteskultur seiner mildern Nebenländer Verzicht thun müsse. — Sie ließ Köpfe von uns ausgehen, denen selbst die Regionen, worinn man so ungern fremden Schimmer duldet, ihre Ansprüche auf eine Glorie nicht streitig machten. Vielleicht ist folgende Biographie des obengenannten Verfassers ein nicht unwillkommner Beitrag zu ihrer Geschichte.

Anton Raphael Mengs wurde im Jahr 1728, am 12ten März zu Dresden geboren. Sein Vater stand daselbst als Maler im Dienste des Fürsten, an dessen Hofe die schönen Künste des Geschmacks mit den Erfindungen der üppigen Sinnlichkeit in die Wette schwelgten, und der so wie sein Sohn, berühmt durch die Anlegung der unvergleichlichen Bildergallerie zu Dresden, seine Residenz zu einem wahren Sammelplatze für Künstler aller Art machte.

Es wurden unserm Mengs die Namen Anton und Raphael beigelegt, zum Andenken der beiden großen Maler, Raphael von Urbino und Anton Allegri von Correggio, von denen sein Vater ein großer Bewunderer war. Da er auf diese Art schon von der Wiege an zur Malerey bestimmt war, so wurden ihm auch keine andere Spielwerke in die Hände gegeben, als solche, welche auf diese Kunst eine Beziehung hatten, als Bleystift, Papier ꝛc. und er war noch nicht sechs Jahr alt, als er schon zum Zeichnen angehalten wurde.

Die ersten Anfangsgründe bestanden in den einfachsten geraden Linien, als den senkrechten, horizontalen und schiefen Linien, worinn ihn sein Vater so lange übte, bis der Knabe eine solche Fertigkeit darinn erlangte, daß er sie gehörig gerad machen konnte. Mit dieser Fertigkeit führte er ihn zu den einfachsten geometrischen Figuren; aber allezeit ohne Linial und ohne Zirkel, um das Auge zur Richtigkeit zu gewöhnen. Er ging hierauf zur Zeichnung der Umrisse der menschlichen Glieder, welche er, so viel möglich auf geometrische Figuren reduciren mußte, bis er endlich durch kluges Hinzusetzen und Abnehmen, lernte, den Umrissen die nothwendige Grazie zu geben.

Hier-

Hierauf fieng er an zu schattiren; und ich finde in einem von ihm hinterlassenen eigenhändigen Aufsatze, woraus alle diese besondern Umstände hergenommen sind, daß es dem Ismael viel Mühe gekostet hat, die Lebhaftigkeit seines Sohnes in Schranken zu halten, welcher sich durchaus an keine gewisse Reinlichkeit und Nettheit gewöhnen wollte, daher er ihn zwang, mit chinesischen Tusch zu zeichnen, damit ihm alle Hoffnung benommen würde, die einmal begangenen Fehler zu verbessern.

In diesen Studien übte er sich zwey Jahre, worauf er in Oel zu malen anfing. Da aber sein Vater das große Talent bemerkte, welches sich in dem Jüngling immer mehr und mehr entwickelte, so suchte er ihn in den Anfangsgründen noch mehr zu befestigen, und ließ ihn das Zeichnen mit mehrerer Aufmerksamkeit und Fertigkeit, von neuem anfangen. Zu gleicher Zeit unterrichtete er ihn in der Chymie, worinn er einer der einsichtsvollesten in Europa war, und in der Schmelz- und Miniaturmalerei. Zugleich durfte er die Uebung im Zeichnen nicht unterlassen, und er trug nachher Sorge, daß der Knabe keinen einzigen Tag vorbeigehen ließ, ohne zwey ganze Figuren von Raphael oder Caracci gezeichnet zu haben. Um

keinen Augenblick zu verlieren, so studirte er gleich hierauf auch die Perspektive, und die nothwendigsten Theile der Anatomie. Ob er nun gleich in Dresden, wo er sich damals aufhielt, keine Gelegenheit hatte, diese Wissenschaft nach den Kadavern zu studiren, so begnügte er sich doch, dieselbe aus Büchern, und nach den ausgetrockneten Gebeinen der Skelette, zu studiren.

Nur nach solchen wesentlichen Vorübungen durfte der junge Mengs anfangen, die Antikenfiguren theilweise in der Größe der Originale nachzuzeichnen, nach Mustern, welche sein Vater von Rom mitgebracht hatte, und die alten ins kleine modellirte Statüen bei dem Lampenlichte zu kopieren. So brachte er die Regeln der Perspektiv und Anatomie in Ausübung, indem er die Verkürzung der Glieder und die verschiedene Gestalt der Muskeln bei den Handlungen beobachten lernte. Er unterrichtete sich zugleich von den Wirkungen des Lichts, von den Abstufungen desselben, von Schatten und Wiederscheinen, indem dergleichen Dinge sich besser bei dem Kunstlichte, als bei dem Lichte der Sonne unterscheiden lassen; durch dieses Mittel, und indem er dergleichen Arbeiten auch am Tage wiederholte, lernte er die Wirkung des Helldunkeln am besten kennen. Dies waren seine

Be-

Beschäftigungen bis ins zwölfte Jahr. Seit dieser Zeit bemerkte der Vater mit Vergnügen, daß sein Sohn anfing, mit Nachdenken zu studiren, und daß es Zeit wäre, an ihm das zu bilden, was man ausser Italien nicht lernt, nämlich den guten Geschmack; er entschloß sich also, ihn nach Rom zu führen, welches er auch wirklich im Jahre 1741 that. Der junge Mengs blieb erstaunt bei dem Anblicke so vieler schönen Gegenstände, welche diese Hauptstadt der Künste in sich vereint: und er hätte lieber alles auf einmal studiren mögen, wenn sein Vater diesen Eifer nicht gemäßiget hätte. Dieser schränkte ihn bloß auf die vollkommensten, obgleich auch auf die schwersten Stücke ein, als den Laokoon, den Torso im Belvedere, und die Werke des Michel Angelo in der Sistinischen Capelle. Nachdem er ihn dergleichen Sachen aus verschiedenen Gesichtspunkten hatte zeichnen lassen, so ließ er ihn in den Zimmern des Raphaels die schönsten Köpfe und einige bekleidete Figuren studiren, um etwas von dem Geschmacke der Faltung anzunehmen, worinn Raphael so vortreflich ist.

August III. König von Pohlen, bei welchem Ismael Mengs, der Vater, als Hofmaler in Diensten stand, wünschte von der Geschicklichkeit des jungen Menschen einige Proben zu sehen, und

ließ ihn zwey Gemälde von Raphael, die sich da-
mals in dem Noviziat und in dem Profeßhause
der Jesuiten befanden, in Miniatur kopieren; und
da der alte Mengs zu eben der Zeit dem Könige
ein in seiner Art ziemlich großes Gemälde en email
überreichen wollte, ließ er seinen Sohn eine Zeich-
nung von seiner eigenen Erfindung machen, führte
es dann en email aus, und ließ seinen Sohn
die letzte Hand daran legen. Wir haben kein
schätzbareres Werk, was jemals in dieser Art her-
vorgebracht worden ist. Nachher ward Ismael
der beste Schmelzmaler, den wir bis jetzt ken-
nen, und seine Werke hält man wegen ihres Ko-
lorits und des Praktischen in der Kunst, für ganz
unschätzbar. Sein einziger Fehler war dieser, daß
er in seiner Jugend keine bessere Anweisung zum
Zeichnen gehabt hatte; er sahe dieses auch ein,
und daher drang er in seinen Sohn, diesen Theil
gründlich zu studiren.

Wir haben bisher gesehen, wie Ismael die
Studien seines Sohnes einrichtete, wie er ihm
eine Erziehung gab, welche sowohl zu seinem
Fortgange in der Kunst, als auch zu seiner Le-
bensart, vieles beitrug; es ist also nöthig, auch
noch seinen Charakter zu berühren. Er war in
Ansehung seiner Kinder der strengste Mensch, den

man

man jemals gekannt hat. Er verlangte von ih-
nen den unermüdetsten Fleiß, ohne ihnen dabei
die geringste Erholung zu vergönnen. Sie waren
schon erwachsen, und hatten kaum mit andern Perso-
nen ausser dem Hause Umgang gehabt; selbst diejeni-
gen, mit welchen Mengs am häufigsten zu thun
hatte, wußten nicht, daß er Kinder hatte. Seine
Leidenschaft zur Musik war allein im Stande, ihn
etwas menschenfreundlicher zu machen, so, daß er
einem gewissen Annibali, den Zutritt in sein
Haus erlaubte, welcher durch eine seltene Verbin-
dung (wie wir sehen werden) das Verdienst des
jungen Mengs dem König von Pohlen bekannt
machte. Wenn er aus dem Hause ging, schloß er
die Kinder ein, und bei seiner Zurückkunft stellte
er eine strenge Untersuchung an, ob sie das, was
er ihnen aufgegeben hatte, während seiner Abwe-
senheit erfüllt hatten. Seine Bestrafungen wa-
ren mehr solche eines grausamen Herrn, als eines
Vaters; er war ein wahrer Tyrann in seinem
Hause. Eben die Strenge, die er in Dresden
an allen seinen Kindern bewies, ließ er in Rom
den jungen Anton Raphael allein fühlen. Früh
begleitete er ihn ins Vatikan, gab ihm sein Tage-
werk auf, und nun ließ er ihn mit einem Brodte
und einer Flasche Wasser allein, bis es Abend wur-

de; alsdenn kam er wieder, um ihn abzuholen, da er denn zu Hause von seiner Arbeit Rechenschaft ablegen mußte. Man kann leicht vermuthen, daß die Unterredung sehr streng wird ausgefallen seyn.

Durch diese Art zu studiren wurde der Jüngling so aufmerksam gemacht, daß er alle Gedanken des Raphaels herzählen konnte. Aus der Art und Weise, wie ein Stück gemalt war, bewies er, daß er mit diesem angefangen habe, weil sich darinn seine erste Manier zeigte. Bei dem folgenden, welches in einem andern Style ausgeführt war, zeigte er die Bemerkung, welche der Maler nothwendig müßte gemacht haben, um es abzuändern. Er entdeckte mit der schlauesten Scharfsichtigkeit das, was der Künstler ausgelöscht oder verbessert hatte, und leitete solche Anmerkungen daraus her, daß, wenn man das Gemälde genug angesehen hatte, man eine Geschichte von dem Gange der Ideen in dem Kopfe des Raphaels bei Ausführung dieses Werks erhielt. Mengs erklärte dieses aus Gründen, und mit so deutlichen und unleugbaren Beobachtungen, daß der Verstand gezwungen war, so wie bei geometrischen Demonstrationen, einzuwilligen.

Allein, so vortheilhaft dieser strenge Unterricht seinen Talenten war, so schädlich war der Einfluß, den er auf die Sitten des jungen Mengs hatte. Er behielt immer eine gewisse Furchtsamkeit bei, die sehr an das unmanierliche und bäurische Wesen gränzte. Die Unwissenheit in den Gebräuchen der Welt, und in dem Betragen mit andern Menschen, gab ihm einen Anstrich von Verlegenheit und Mißtrauen gegen sich selbst, wodurch er sehr oft im bürgerlichen Leben anstieß. Hiermit verband er zugleich eine gänzliche Gleichgültigkeit gegen seinen wahren Vortheil, die, so lange er lebte, sein und seiner Familie Unglück bewirkte.

Nachdem er auf diese Art drey Jahre zu Rom studirt hatte, kehrte er mit seinem Vater nach Dresden zurück, wo er sich auf die Pastellmalerei legte. Er verfertigte dort sein eigenes Portrait auf zweierlei Art, und auch das Portrait des obengenannten Herrn Annibali, wodurch er dem Monarchen bekannt wurde. Da aber dieser doch daran zweifelte, daß ein Knabe in einem so zarten Alter, ein Werk von so großer Vollkommenheit liefern könnte, so befahl er, daß er in Gegenwart einer italiänischen Malerinn, die eine Schülerinn von der berühmten Rosalba Cariera war, das Portrait ihres Mannes verfertigen sollte.

sollte. Er machte es, und der König war so sehr damit zufrieden, daß er sogleich sich selbst von ihm malen ließ. Bei der vollkommensten Aehnlichkeit drückte **Mengs** darinn zugleich diejenige Güte und Würde aus, welche den Charakter dieses Monarchen besonders auszeichnen, dessen Achtung und Gnade er sich von dieser Zeit an erwarb. Im Jahre 1745 begab sich der König wegen den Kriegsunruhen nach Pohlen zurück, und als es Friede geworden war, kam er wieder nach Dresden, verlangte die Portraits der ganzen Mengschen Familie, und wollte, daß **Antonius** das Portrait seines Vaters, seine älteste Schwester aber, welche auch sehr schön malte, sein Portrait machen sollte; alle wurden in dem Pastellzimmer aufgehänget. Anton wurde mit einem Gehalte von sechs hundert Thalern und freyer Wohnung zum Kabinetsmaler erklärt, ohne weiter verpflichtet zu seyn, als vorzüglich diejenigen Werke zu machen, welche man von ihm verlangte, und die man ihm nach den Preise bezahlen würde, wie er sie selbst schätzte.

Anton nahm dieses Glück, ohne die Erlaubniß, nach **Rom** zurückkehren zu dürfen, nicht an; eine Forderung, wodurch er bei dem Grafen **Brühl**, einem Minister, welcher bei dem Könige das meiste galt, sehr anstieß. Dieser hingegen,

anstatt es übel aufzunehmen, billigte den Einfall des Malers, und er gab ihm gern diese Freiheit.

Als er mit seinem Vater und seinen beiden Schwestern zu Rom ankam, nahmen sie ihre Wohnung nahe bei dem Vatikan, um das Studium der Antiken und Originalgemälde mit mehrerer Bequemlichkeit abwarten zu können. Der junge Mengs zeichnete Gemälde und Statüen, besuchte bald die Akademie, bald die anatomischen Vorlesungen im Hospital des heiligen Geistes, und machte seinem Vater zu Gefallen auch mitunter einige Miniaturgemälde. Nach einem vierjährigen ununterbrochenen Studium, wagte sich endlich der junge Künstler an ein zusammengesetztes Gemälde, welches die heilige Familie vorstellte. Sie erhielt die größten Lobsprüche, und es kamen die vornehmsten Personen der Stadt zusammen, um es zu bewundern. Hierdurch wurde Anton zu Rom auf eine vortheilhafte Art bekannt, so daß verschiedene Große sich beeiferten, ihn da zu behalten, indem sie sich anheischig machten, die Erlaubniß dazu von seinem Monarchen auszuwirken, und ihm versprachen, daß sie es ihm nie an Arbeit fehlen lassen wollten. Dieses Anerbieten that unserm Mengs sehr wohl, weil er dadurch zugleich Gelegenheit hatte, seine Studien bei dem Anblicke so vieler Wunder

der

der Kunst, welche in Rom enthalten sind, fortzusetzen. Allein sein Vater hielt es für vortheilhafter, sich in Sachsen niederzulassen, und das geschah auch wirklich. Ehe er aber abreiste, verheyrathete sich Anton mit einer liebenswürdigen und tugendhaften Italiänerinn, Margaretha Guazzi, welche er bei der Gelegenheit kennen lernte, *als er* in Ausarbeitung der heiligen Familie begriffen war, und ein Modell zum Kopfe der heiligen Jungfrau suchte.

Gegen das Ende des Jahres 1749 ging er nach Dresden zurück. Die Strenge der Witterung in einem unfreundlichen Clima, und verschiedne häusliche Verdrüßlichkeiten, verursachten, daß unser Mengs in eine große Melancholie verfiel. Sein Vater, um noch einen Zug von seinem herrschsüchtigen Wesen zu geben, maaßte sich alles an, was im Hause war, sogar auch das Geld, welches der Sohn verdiente; ja, er ging so weit, daß er ihn ohne Meublen und ohne einen Pfennig Geld, — auf die Straße warf. Einige Freunde und besonders der gute Annibali, nahmen sich seiner großmüthig an; der König und sein Sohn, der Churprinz, machten die Härte des Vaters dadurch einigermaßen wieder gut, daß sie ihm eine bequeme Wohnung und Equipage anwiesen und

der

der König ihm den Titel des ersten Hofmalers ertheilte, auch seine Besoldung bis auf tausend Thaler, vermehrte. Von dieser Zeit an hatten die Freigebigkeit und die Ehrenbezeugungen, womit dieser Monarch und das ganze königliche Haus unsern Mengs überhäuften, keine Grenzen, dessen Herz dafür allezeit von den zärtlichsten Gefühlen der Dankbarkeit durchdrungen war.

Der König hatte nahe an seinem Palais eine Kirche bauen lassen, welche im Jahre 1751 eingeweihet wurde, und er wünschte, das Mengs das große Altarblatt, und die beiden Altarblätter auf den Seiten malen mögte. Die Gemälde zu den beiden Seitenaltären verfertigte er gleich zu Dresden, wegen des Gemäldes zum Hauptaltare aber hielt er um Erlaubniß an, nach Rom gehen und es dort machen zu dürfen; und sie ward ihm auch gleich ertheilt.

Im Frühlinge 1752, kam Mengs mit seiner Frau und einer Tochter, welche zu Dresden gebohren war, und in der Folge mit dem berühmten Kupferstecher **Emanuel Carmona** zu Madrit verheirathet ward, glücklich zu Rom an. Der schöne italiänische Himmel gab ihm seine Gesundheit wieder, und die Befriedigung seines lange genährten Wunsches, sich in dem Mittelpunkte der Künste zu sehen, erheiterte seine Seele so sehr,

daß

daß er mit desto größerm Eifer arbeitete. Das erste Werk, welches er unternahm, war eine Copie für den Lord Northumberland, nach dem grossen Gemälde des Raphael, die Schule von Athen genannt. Er nahm diesen Auftrag bloß in der Rücksicht an, um diesen ausserordentlichen Maler immer mehr und mehr zu studiren. In der That bei dieser Arbeit gestand er nachher, daß er jetzt einsehe, wie wenig er in seiner Jugend den Raphael verstanden habe. Als er mit dieser Kopie fertig war, legte er Hand an das große Gemälde für die Dresdner Hofkirche, und zwar mit mehreren Eifer und Geschmack. Er war schon ziemlich weit damit gekommen, als der Krieg zwischen der Kaiserinn Maria Therese, und dem Könige von Preußen, der einen Einfall in Sachsen that, ausbrach, und der König August aus seinen Staaten flüchten mußte, wodurch nun die Besoldungen unterbrochen wurden. **Mengs**, welcher dadurch in die größte Verlegenheit gerieth, sahe sich genöthiget, alle Arbeiten anzunehmen, welche ihm von Privatpersonen aufgetragen wurden, um nur seine Familie zu unterhalten, die sich von Jahr zu Jahr vermehrte. Er dachte also, es sey nöthig, daß er sich mehr dem Publikum zeige, und zwar vermittelst eines Werks, welches er den Augen aller auf-

stellte; hierzu benutzte er die Gelegenheit, die ihm ein Freskogemälde darbot, welches die Cölestiner- mönche an dem Gewölbe ihrer Kirche des S. Eusebio, wollten machen lassen. Der Abt wandte sich an Mengs, sagte ihm aber zugleich frey das Wenige, was er bezahlen könne, und erinnerte ihn dabei zu denken, daß er nur für das Allmosen arbeite, weil er ihm nur die Kosten des Gerüstes und der Maurer wiedergeben könnte. Ungeachtet dieser unbilligen Bedingungen, nahm Mengs den Auftrag an, mit dem Vorsatze, sich dadurch vortheilhaft bekannt zu machen, und sich in einer Art Malerei zu üben, die damals zu Rom von Keinem betrieben wurde, seitdem Conradus Giaquinto nach Madrit gegangen war. Als das Werk fertig war, erhielt es allgemeinen Beifall, da man es für eine Unmöglichkeit ansahe, solche Tinten à Fresko hervorzubringen, womit dieses gemacht war. Und obgleich die Composition nicht im Geschmacke der Maler aus der letzten Schule war, so konnten sie doch keine wesentlichen Fehler daran entdecken, und Mengs hatte die Freude zu sehen, daß der Beifall den er dafür erlangte, alle seine Erwartungen überstieg.

Als er von Dresden abreiste, hatte ihm der König befohlen, sich nach Neapel zu begeben, um

daselbst die Portraits der ganzen königlichen Fa-
milie zu verfertigen, doch mit dem Befehle, nichts
dafür zu fordern. Dieses gieng gut, so lange die
Bezahlungen von seinem Hofe richtig einliefen;
da aber diese aus der oben angeführten Ursache
aufhörten, ohne Anschein, daß er bald Geld em-
pfangen würde, so war er gezwungen, auf etwas
anderes zu denken. Als nachher der Herzog von
Cerisano, welcher im Namen dieses Hofes zu Rom
Minister war, und auf die Portraits und ihren
Werth drang, eine Rechnung mit den Preisen
von ihm erhielt, welche er sich für seine Arbeiten
in Sachsen bezahlen ließ, machte er ihm den Ein-
wurf: daß er Gegenbefehl von seinem Monarchen
habe. Die Antwort, welche ihm darüber ertheilt
wurde, war diese, daß die Königinn gesagt hätte,
der verlangte Preis für die Portraits sey übertrie-
ben und es sey nicht nöthig, daß er ihm die Zahlung
dafür leiste. Dieses ist einer von den Auftritten,
welchen der Neid der Hofkünstler gegen Mengs
erregte, der vermöge seines bescheidenen und auf-
richtigen Charakters, nicht fähig war, diese Men-
schen kennen zu lernen, und sich vor ihnen zu
hüten. Noch ein Beispiel der Art: als ihm der
König von Neapel ein Gemälde für die Kapelle
zu Caserta aufgetragen, und ihm dafür 300 Zechi-

nen, als die Hälfte des Preises, hatte vorausbezahlen lassen, schrieb ihm einer der ersten Architekten des Königs: er mögte an diesem Gemälde bloß nach Bequemlichkeit arbeiten, weil dem Könige jetzt wenig mehr daran gelegen wäre. Allein nicht lange darauf kam der Graf von Lagnasco, polnischer Gesandter zu Rom, in Neapel an, und dieser versicherte Mengs, daß die Königinn sich sehr wundere, daß, da sie ihm alles verwilliget habe, was er verlangte, er doch nicht die Portraits fertig gemacht habe; und da er die Gemälde für die Kapelle zu Caserta nicht hätte machen wollen, so hätte sie dieselbe andern Malern auftragen müssen. Dieses war für Mengs genug um die geheimen Cabalen der Eifersucht kennen zu lernen, und wie leicht man die höchste Autorität zu mißbrauchen pflegt.

Um diese Verläumdung zu vernichten, machte Mengs sein Gemälde sogleich fertig und stellte es dem Könige vor, da er eben im Begriff war, nach Spanien abzureisen, um dieses durch den Tod seines Bruders Ferdinand des VI. ihm zugefallene Reich in Besitz zu nehmen. Der Monarch nahm es ausserordentlich gnädig auf, und übertrug ihm das Portrait seines Sohnes, welchen er als König von Neapel zurückließ. Aber um auch

dieses auszuführen, mußte er vom ersten Minister solche Unannehmlichkeiten erfahren, daß es ihm nicht zu verdenken war, daß er bald wieder nach Rom zurückging. Hier fing er an, das Gemälde in der Gallerie der Villa des Cardinals Alexander Albain zu malen, worauf er den Apoll mit dem Musentempel, und seine Töchter, die Musen, vorstellte. Bei diesem Werke machte er einen nützlichen Gebrauch von dem, was er an den herkulanischen Mahlereien, in dem Museo zu Portici beobachtet hatte. Er zeichnete ein Gemälde, welches an der Decke erst nach der Verfertigung befestigt wurde, da er die großen Schwierigkeiten einsahe, dergleichen Werke aus einem Standpunkte von unten hinauf, zu malen, wie es der neuere Gebrauch ist, ob man gleich die unangenehmen Verkürzungen dabei nicht wohl vermeiden kann, welche die Schönheit der Figuren verstecken. Um aber doch nicht ganz wider die Mode zu handeln, machte er zwey Gemälde auf den Seiten, wo auf jedes nicht mehr als eine einzige Figur kam, und welche er nach dem neuern Geschmack verkürzte. Er machte zu gleicher Zeit verschiedene Gemälde für Privatpersonen: eine Cleopatra, die zu den Füßen des Cäsars flehentlich bittet; eine Madonna mit dem Kinde Jesus, mit dem heiligen Johannes

nes und heiligen Joseph; drey halbe Figuren für einen Engländer; und eine Magdalena für den Fürsten von S. Servais zu Neapel.

Zufrieden mit dem Erfolg seiner Arbeit, dachte Mengs nunmehr daran, seinen Aufenthalt in Rom für immer zu nehmen, als ihm der König Karl der III., der zu Neapel nur einen Augenblick sein Verdienst kennen gelernt hatte, ihm durch Emanuel de Roda, seinen damaligen Minister zu Rom, ersuchen ließ, nach Spanien in seine Dienste zu gehen, womit zugleich das Anerbieten 2000 Doublonen jährlicher Besoldung, freyer Wohnung und Equipage und von Bezahlung aller Kosten, die er bei Mahlereien haben würde, verbunden war. Mengs schiffte sich mit seiner Familie ein, und landete den 7ten October 1761 glücklich zu Alikante.

Als er bei Hofe erschien, wurde er von dem König sehr gnädig aufgenommen, und er genoß den uneingeschränkten Beifall desselben troz der Verläumdungen neidischer Zungen, und der vielen Kränkungen, welche ihm wiederfuhren. Damals befanden sich Conrado Giaquinto, und Johann Baptista Tiepolo, die stärksten Meister in Freskomalereien, jener aus der neapolitanischen und dieser aus der venetianischen Schule, in den Diensten

sten des Königs. Dem ungeachtet ehrte die Nation in Mengs den großen Maler, der er war, sobald er seine erste Arbeit sehen ließ, so verschieden auch dieselbe in allen Punkten mit den Arbeiten der andern war. Eben diese Eifersucht mußte sich unter dem Beifalle verstellen, um mit mehrerer Sicherheit und Vorsicht ihren Gift zu bereiten.

Die Anzahl der Werke, welche Mengs in Spanien in Oel und in Fresko verfertigte, ist unglaublich, sowohl in Rücksicht der kurzen Zeit, die er da blieb, und der schlechten Gesundheit, welche er genoß. Ich will nur die vorzüglichsten aufführen. Sein erstes Meisterstück war ein Gemälde an der Decke des Wohnzimmers des Königs, auf welchem er die Versammlung der Götter vorstellte. Hier zeigte er den erhabensten Ausdruck, die reinste Harmonie und die angenehmsten Farben der Freskomalerey, welche man bis diese Stunde, noch nicht bei irgend einem Maler auf der Welt bemerkt hat. Zu gleicher Zeit aber nannten die Unwissenden, welche bei diesem Gemälde stehen blieben, seine Composition kalt und unbeseelt, weil sie nur mit den Augen zu urtheilen gewohnt waren, und wenig oder gar nicht ihren Verstand dabei zu Rathe zogen. Jene Ruhe in den Figuren, dieser Charakter der Gottheit, welcher alle Unvollkom-

kommenheiten und menschliche Bedürfnisse versteckt, kann freilich denjenigen nicht rühren, der von dem wilden Feuer eines Giordain, und von der verkürzten Manier eines Conrad Giaquinto eingenommen ist.

Im Zimmer der Königinn Mutter, malte er in eben dem Style der Schönheit, die Aurora, und es scheint, als wenn die Grazien, zur Belohnung dessen, daß er sie an der ersten Decke so reizend gemalt hat, ihm ihre Hände bei der Vorstellung der Braut des Titon verliehen hätten. An der vierten Seitenwand malte er die vier Jahreszeiten, mit einer so schönen Anspielung, daß die Einbildungskraft nicht weiter gehen kann. In dem Zimmer der Prinzessinn verfertigte er vier Gemälde von den vier Theilen des Tages, mit eben der Schönheit, und mit jener Grazie, welche alle seine übrigen Werke charakterisirt. Alles lacht in diesem Zimmer, welches für eine Prinzessin bestimmt ist, welche die Freude und das Vergnügen der Nation war. Für den Altar der Privatkapelle des Königs malte er in Zeit von acht Tagen eine heilige Familie in Fresko, und hier zeigte er, wie sehr er seine Kunst in der Gewalt hatte, weil er die korrekte Schönheit des Ra-

Raphaels mit der Flüchtigkeit eines Giordano auszuführen wußte.

Zu gleicher Zeit malte er auch verschiedene Gemälde in Oelfarben für den König und für die königlichen Personen, und jener, dessen feiner Geschmack sich niemals betrog, ließ alle Gemälde des Schlafzimmers von ihm verfertigen. Von diesen Gemälden will ich nur der Grablegung Christi erwähnen. Ein jeder Maler hat sich gemeiniglich nur in einem Theile besonders ausgezeichnet, welcher seinem Werke den Charakter gibt; Apelles in der Grazie; Aristides und Raphael im Ausdrucke; Correggio im Helldunkeln; Titian im Colorit ꝛc., allein alle diese Gegenstände zu umfassen, und in allen Arten des Reizenden eine gleiche Schönheit hervorzubringen, wie z. B. in dem Starken, im Natürlichen, in dem Leidenschaftlichen, und alles philosophisch auszuführen, dieses war bloß einem Mengs vorbehalten. Wer seine reizenden Gemälde sieht, wird kaum glauben, daß eben dieselbe Hand dieses habe malen können. Ueberall herrscht Schmerz und Traurigkeit darinn. Der allgemeine Ton der Farben gleicht der dorischen Manier in der Musik und Baukunst. Eine jede Figur zeigt den Grad des Schmerzes, welcher mit ihrem Charakter übereinkommt. An dem

todten

todten Christus siehet man einen Leichnam, welcher die größten Leiden ausgestanden hat; allein ein vollkommner Körper und eine göttliche Schönheit offenbaret sich noch deutlich an ihm. Er stellte ihn nicht klagend und blutend vor, wie andere berühmte Maler gethan haben, welche ihren Fleiß darauf verwendeten, wer ihn am meisten leidend vorstellen, und den fürchterlichsten Todten aus ihn machen konnte. **Mengs** war Philosoph, und malte auch für Philosophen. Die Jungfrau zu seinen Füßen und mit in die Höhe gerichteten Augen, scheint das Opfer des höchsten Schmerzes, welches die Menschheit erdulden kann, dem Vater zu übergeben. Die einnehmende und unbewegliche Lage, die ausgestreckten und niedersinkenden Arme, die Muskeln des Gesichts ohne Bewegung, ja sogar sein blauer Mantel mit der weißlichen Kleidung, welche der Todtenblässe seines Gesichts entgegengesetzt ist, machen einen Ausdruck, welchen man nicht ohne Rührung bewundern kann. Bei der Magdalena ist der Schmerz mehr menschlich, und sie ist ganz mit der Besorgniß des Leichnams beschäftiget. Eine Menge von Thränen, welche aus ihren schönen Augen fliessen, lassen die Zärtlichkeit ihres Herzens erblicken. Der heilige Johannes mit aufgeschwollenen Muskeln auf der

Stirn, und mit Augen, welche statt der Thränen blutig zu seyn scheinen, zeigt das ganze innere Leiden, dessen ein starker Jüngling fähig ist, welcher nicht in Klagen ausbrechen kann. Ein Diener, welcher ein Gefäß mit Weyhrauch in das Grab bringt, setzt sich nieder, dieses Schauspiel mit anzusehen, und drückt diejenige dumme Lage *sehr* gut aus, welche sich für einen solchen schickt, der maschienenmäßig und ohne Theilnehmung leidet. Die übrigen Bilder empfinden und zeigen einigen Unwillen, welcher ebenfalls nur mechanisch vorgestellt seyn mußte. Was endlich die Landschaft und den Ort des Leidens betrifft, so ist dieser nur bloß angezeigt, um das Auge nicht von der Haupthandlung abzuziehen; aber alles zeigt die schauervolle Scene, in welcher der Herr der Welt sein Leiden ausgestanden hatte. Dieses Gemälde sollte man das Gemälde der Philosophen nennen, und mit mehrerer Wahrheit, als von dem Gemälde der Zerstörung der Stadt Troja, in dem Tempel der Juno zu Karthago, könnte man sagen, sunt lacrymae rerum et mentem mortalia tangunt.

Indem Mengs damit beschäftiget war, den Pallast seines Monarchen auszuzieren, suchte er sich auch dadurch verdient zu machen, daß er eine Schule der schönen Künste in Spanien stiften wollte,

te, und überreichte zu dem Ende der dasigen Akademie, deren Mitglied er war, verschiedene Einrichtungen nach seinen erhabenen Begriffen. Sie wurden angenommen; aber die Unwissenheit und Leidenschaft wußte seinem unvorsichtigen und unschuldigem Genie, solche Stricke zu legen, daß sie nicht nur unausgeführt blieben, sondern auch zur Vereitelung seiner Absichten, ja sogar zu seiner Entehrung gemißbraucht wurden. Doch wir wollen über diese Züge menschlicher Verderbtheit einen Vorhang ziehen, und zur Ehre der Menschheit in tiefe Vergessenheit bringen.

Sein bekümmertes Gemüth, entfernt von allen Gehülfen und redlichen Freunden, und die unordentliche und unmäßige Art zu arbeiten, untergruben die Gesundheit unsers Mengs. Vor Sonnenaufgang fing er schon an à Fresko zu malen und fuhr ununterbrochen fort, bis es Nacht wurde, ohne daß er sich Zeit zum Mittagsessen nahm; alsdenn erst nahm er wenig Nahrung zu sich, schloß sich, um eine neue Arbeit anzufangen, in seine Wohnung ein, und beschäftigte sich mit Zeichnungen und Verfertigung der Cartons, deren er den folgenden Tag benöthiget war. Er hatte seine Familie nach Rom zurückgeschickt, und daher war er ganz seiner einzigen Stütze und Vergnü-

gens

gens beraubt, welches er haben konnte. Seine Schwäche nahm überhand, er wurde mager und verfiel in eine solche Abzehrung, daß ein jeder ihn dem Tode sehr nahe glaubte. In diesem Zustande gab ihm der König die Erlaubniß, nach Rom zurückzukehren; aber die Mühseligkeiten der Reise zwangen ihn, zu Monaco zu verweilen, *wo er* durch die Geschicklichkeit eines Arztes und durch die gesunde Luft neue Kräfte sammelte, um seine Reise fortzusetzen. Kaum war er in Rom angekommen, so schöpfte er neuen Muth, und wurde ziemlich wiederhergestellt. Hier malte er ein Gemälde von Christo und der Magdalena, in der Stellung eines Noli me tangere. Er unternahm hierauf ein anderes viel größeres Gemälde für den König, welches die Geburt Christi vorstellte. Bei diesem hatte er zur Absicht, mit Correggio in der berühmten Nacht zu wetteifern. Die Nachkommenschaft mag entscheiden, ob er gut gekämpfet und den Sieg davon getragen hat. So wie bei dem Gemälde der Grablegung, die ganze Scene den erhabensten Schmerz vorstellt, so drückt dieses die reizendste Schönheit aus, welches die Sinne und der Verstand nur fassen können.

Man sieht darauf kein anderes Licht, als was von der Gottheit des Kindes strahlet, so, daß

daß es von dem Gesicht desselben seitwärts auf die Figuren fällt. Die Fleischfarben sind mit solcher Wahrheit angegeben, daß, wenn Titian dergleichen zu machen im Stande gewesen wäre, so hätte er sie gewiß doch nicht mit solcher Reinlichkeit zu wählen gewußt, mit welcher Mengs sie auswählte. Die Jungfrau ist kein schönes Dorfmädchen oder eine Bäuerinn, wie diejenigen, welche Raphael in ähnlichen Fällen anbrachte, denn dieser schwang sich niemals über die Schönheit, welche sich in der Natur findet. Mengs wußte eine heroische Schönheit vorzustellen, und das Mittel zwischen dem Göttlichen und Menschlichen. Unter den Hirten und der übrigen Gesellschaft befindet sich auch sein eignes Portrait. Er machte auch noch zwey kleinere Gemälde für den König, nämlich den heiligen Johannes und die Magdalena, welche von seinem Schwiegersohne Carmona in Kupfer gestochen sind.

Eben damals wurde ihm vom Pabste Clemens XIV. aufgetragen, etwas für den Vatikan zu malen. Schon längst war es sein Lieblingswunsch gewesen, in diesem Sitze der Künste sein Andenken zu hinterlassen, daher nahm er den Vorschlag sogleich mit der Einwendung an, daß man keiner Bezahlung dafür erwähnen sollte.

Er

Er übernahm also das Gemälde desjenigen Zimmers im Museo, welches im Vatikan bestimmt ist, um Fragmente von alten Papieren darinn aufzubewahren. Auf dem Gemälde, welches mitten an der Decke ist, stellte er eben dieses Museum vor, und in demselben die Geschichte, welche *auf* der sich erniedrigenden Zeit, ihre Denkwür*digkei*ten aufschreibt; Janus auf der einen Seite und ein Genius auf der andern, welcher beschäftigt ist, einige Papierrollen in das Museum zu tragen. Die Fama fliegend, verkündigt der Welt das Museum, und ungeachtet sie nicht so abscheulich wie die Schwester des Enceladus aussieht, so erkennt man doch an ihr, daß sie pedibus celerem et pernicibus alis sey. Die Komposition, das glänzendste und angenehmste Kolorit, das man nur in Oel hervorbringen kann, die Zauberkunst des Helldunkeln, der Ausdruck, und eine gewisse Harmonie und Ruhe, welche das Auge beruhiget und stille stehend macht, erheben, ohne die Sache zu übertreiben, dieses Gemälde zu dem ersten Freskogemälde in der Welt. Ueber die Thüren malte er den Moses und den heiligen Petrus, welche in einer Nische sitzen, und von Genien umgeben sind. In der Physiognomie des erstern, sieht man das Ansehen eines Gesetzgebers, der mit Gott vertrau-

traulich umgehet, und in dem andern den Glauben, welcher nicht prüfet. Das letztere malte er nur mit Leimfarben auf die Wand, um mit dem Freskokalch nicht die Vergoldung zu beschädigen, welche man zu den Verzierungen schon angelegt hatte. Die vier Genien, welche die Nische umgeben, sind von so erhabner Idealschönheit, daß das Auge und die Vernunft sich nicht sättigen können, sie zu betrachten und zu bewundern. Auch die Verzierungen dieses kostbaren Kabinets, sind von seiner Zeichnung und von ihm dirigirt. Sie beziehen sich auf die ägyptischen Künste, weil das Papyrus ein Produkt aus diesem Lande seyn soll. Der Marmor, die Bronzen, die Baukunst, alles dieses hat eben diese Anspielung; bloß der Fußboden ist keine Zeichnung von Mengs.

Er arbeitete an diesem Werke ungefähr drey Jahre, als so lange er sich in Italien aufhielt, und er hatte sich wieder sehr erholt; folglich hatte er nicht wohl Ursache, sich länger zu verweilen, ohne dem Könige Rechenschaft zu geben, welcher ihm seine Besoldung eben so gut auszahlen ließ, als wenn er noch zu Madrid bei ihm in Diensten stände. Er hatte ferner das Werk von dem Papyrus ohne Erlaubniß und ohne sein Wissen übernommen. Vielleicht würde jeder anderer Monarch,

ausser Carl dem III. über diesen Mißbrauch seiner Güte empfindlich geworden seyn; allein seine unermüdliche Geduld begnügte sich mit dem Auftrage an seinen Gesandten, den Herrn von Azara: daß er sich glimpflich nach den Ursachen erkundigen mögte, welche Mengs in Italien zurückhielten. "Ich stellte", sagt dieser trefliche Mann, "Sr. „Majestät die Wahrheit vor, und entschuldigte „Mengs durch seine Leidenschaft für Rom, wo „der Mittelpunkt der schönen Künste ist; mit der „Zärtlichkeit gegen seine Familie, von welcher er „nicht Muth genug hatte, sich loszureissen; mit „der Liebe zum Ruhme, welche ihm so eigen war, „und bei einem Künstler von seinen Verdiensten „zu entschuldigen ist, indem er an der Seite des „Raphaels sein Andenken stiften wollte; und endlich brachte ich seinen Eigensinn in Erwägung, „daß er nichts von einem andern verlangt habe, „weil er in Diensten des Königs von Spanien „stehe; ich versicherte zu gleicher Zeit, daß ich es „so weit gebracht hätte, daß er bald nach Madrid „abreisen würde."

Ob ich ihm gleich nicht geradezu sagte, daß der König sich seiner erinnert und seine Zurückkunft zu wünschen schiene, so war er doch sehr darüber betreten, daß er den schleunigen Entschluß

faßte,

faßte, das Werk von dem Papyrus unvollendet zu lassen, und unmittelbar abzureisen. Keine einzige Vorstellung war im Stande, ihn davon zurückzuhalten. Er ging zuerst nach Neapel, um die Portraits der königlichen Familie zu machen, welche er dem durchlauchtigsten Vater versprochen hatte. Allein anstatt alle beide mit dem dringenden Eifer, womit er von Rom abgereist war, fertig zu machen, hielt er sich den ganzen Winter über in Neapel auf, und kehrte zurück, indem er nur einen einzigen Kopf gemalt hatte. Kaum war er angekommen, so konnte er dem Verlangen nicht widerstehen, dasjenige, was in dem Zimmer des Papyrus noch fehlte, fertig zu machen, und es war eben damals, als er das Gemälde des oben genannten heiligen Petrus verfertigte.

Endlich, fährt der Herr von Azara fort, riß er sich von Rom los, um mit seiner ganzen Familie nach Spanien zurückzukehren, seine fünf Töchter ausgenommen, welche er in einem Kloster ließ, und sie seinem Schwager, dem berühmten Maler **Maron** empfahl. Vier Monate nachher, als ich durch Florenz reiste, um nach Parma zu gehen, traf ich ihn daselbst an, indem er immer von seiner Unentschlossenheit zurückgehalten wurde; und bei meiner Zurückkunft, zwey Monate nach-

her,

her, war es noch eben dasselbe. Während meines kurzen Aufenthalts zu Florenz machte er mein Portrait, und seine Freundschaft verursachte, daß er ein Wunder der Kunst verfertigte. Ich kehrte nach Rom zurück, und als ich fünf Monate nachher wieder durch Florenz reiste, brachte ich ihn endlich dahin, daß er nach Spanien abging. Er hinterließ in dieser Stadt zwey Gemälde, eins für den Großherzog und eins für die Großherzoginn. Das erste stellt die Jungfrau mit dem Christuskinde vor, und den heiligen Johannes mit zweien Engeln an der Seite, beide ein wenig mehr als halbe Figuren. Die Schönheit dieser Bilder bezaubert alle Kenner, und auch den, der es nicht ist. Alles ist idealisch, auch die Natur stellt uns nicht so schöne Gegenstände dar. Das andere Gemälde ist der Schlaf des heiligen Josephs. Es ist unmöglich die Wirkungen des Schlafs besser auszudrücken, denn zu gleicher Zeit erkennt man einen Menschen, der von trüben Gedanken beunruhiget eingeschlafen ist. Ehe er noch von Florenz abreiste, machte er das Portrait des Kardinal Zelada fertig, welches er zu Rom angefangen hatte, und noch andere kleine Werke *).

In

*) Zu Florenz modellirte er auch in Gyps die bekannte

In diesen Jahren, da Mengs sich in Italien aufhielt, studirte oder, um richtiger zu reden, verbesserte er seine Manier *) gar sehr. Wer seine vorhergehenden Werke mit dieser Epoche und mit den andern, die er nachher gemacht hat, vergleichen will, wird diesen Unterschied einsehen. Das ernsthafte Studiren nach den **Antiken**, und besonders nach den herkulanischen Gemälden, entdeckte ihm die wahre Quelle der Schönheit und den Weg, auf welchen die Griechen ihn gefunden hatten. In seinen **ersten** Werken erblickt man, sei-

kannte Bildsäule, die man gemeiniglich Alessandro magno nennt, und nahm sie mit nach Spanien.

*) Manier wird in der Malerei in einem guten und schlechten Verstande genommen. In gutem Verstande ist es so viel als Styl; und daher sagt man, das Raphael z. B. drey Manieren gehabt habe. In schlechtem Verstande genommen, ist es jene Praxis, welche die schlechten Maler an sich haben, um sich selbst zu copieren und zu wiederholen, indem sie sich von der Wahrheit entfernen; folglich behandeln sie alle Sachen auf eine und eben dieselbe Art. Der größte Fehler eines Malers ist, wenn man von ihm manierirt sagen kann. Giordano, Solimene, Conradus sind mit ihrer ganzen Schule manierirt.

seiner Correktheit, seines Colorits und seiner Dichtkunst ohnerachtet, dennoch das Mühsame und Ausgefeilte. In seinen letztern hingegen ist alles leicht, alles reizend, und sie scheinen doch mit eben der unmerkbaren und verborgenen Kraft gemacht zu seyn, mit welcher die Natur ihre Werke hervorbringt. Sein Helldunkel hat auch mehr Lebhaftigkeit, und die Wirkungen des wiederscheinenden Lichts und der Luftperspektive verursachen eine solche Täuschung, als man bei keinem andern Maler antrift.

In diesem Style malte er zu Madrid den großen Speisesaal des Königs; dieses einzige Werk könnte hinreichend seyn, die Reputation vieler Maler zu gründen. Ueber die Tafel Sr. Majestät stellte er die Vergötterung des Trajanus vor, eines Prinzen, der zugleich der gütigste ist unter denen, welche den Thron der Kaiser bestiegen haben, und das Muster desjenigen Trajans, welcher Spanien regierte. Vorn ist der Tempel des Ruhms, wo alle Tugenden hinführen, welche die Composition ausmachen. In dem Privattheater der Prinzen zu Aranjuez malte er die Decke, und in der Mitte derselben die erzürnte Zeit, welche das Vergnügen raubt, von dessen Kopfe die Blumen aus dem Kranze fallen. Dieses Bild ist eines von den

reizend-

reizendsten, welches Mengs zusammengesetzt hat, und in dem Ausdrucke sieht man die Ungerechtigkeiten der Zeit, und die Lehre, sich dieselbe wohl zu Nutze zu machen. Das übrige des Gewölbes ist von Cariathyten umgeben, welche mit bloßem Lichte und Schatten ausgeführt sind, und ein Denkmal und eine Zeichenschule dieses großen Mannes seyn werden.

Es scheint unmöglich zu seyn, daß Mengs in weniger als zwey Jahren, als seitdem er zu Madrid wieder zurückgekommen war, so viele Sachen habe malen können, als er gemalt hat. Indessen hört diese Schwierigkeit bald auf, wenn man den Eifer und das unermüdete Arbeiten eines Mannes betrachtet, der in seinem ganzen Leben sich auf nichts anderes eingelassen, und nichts als gemalt und studirt hat.

Allein dieses übermäßige Arbeiten richtete seine Gesundheit ganz zu Grunde, und brachte den König auf die Gedanken, seinem Verlangen nach Rom, als dem Mittelpunkte seiner heftigen Wünsche, nicht zuwider zu seyn. Er begegnete ihm, mit der ihm eigenen Freigebigkeit, indem er ihm volle Freiheit gab und 3000 Scudi Gehalt, nebst tausend andern zur Aussteuer seiner Tochter.

Nun

Nun war Mengs wieder in Rom, im Schooße seiner Familie, mit einem Rufe, welcher sich durch die ganze Welt ausgebreitet hatte, und mit einer Grundlage, daß er seinen Unterhalt nicht mühselig zu suchen brauchte. Man sollte glauben, er müßte der ruhigste und glücklichste Mensch auf der Welt gewesen seyn. Allein es war ganz das Gegentheil. In kurzer Zeit verlor er seine Frau, die er bis zum Anbeten liebte, weil sie ein wahres Muster der Tugend, der Sittsamkeit und der Gefälligkeit gegen ihren geliebten Gatten war. Von diesem Augenblicke an veränderte sich sein Humeur dergestalt, daß er sich selbst und allen denen, die um ihn waren, unleidlich wurde. Seine vorigen kränklichen Umstände erwachten mit grösserer Stärke und verursachten neue Uebel. Der Eindruck der damals einfallenden Kälte auf ihn, die ihm überhaupt nachtheilig war, nöthigte ihn, daß er in Zimmern leben und malen mußte, welche durch heiße Kamine, Oefen und Kohlpfannen, erwärmt wurden. Diese übermäßige Hitze verdünnte und trocknete die Luft aus, mehr als zum Athemholen dienlich war. Seine Lunge verlor ihre Elasticität, und verschluckte die gefährlichen Ausdünstungen von einer Menge mineralischer Farben, die sich durch die Wärme um ihn herum

auf-

aufstößten. "Oefters", sagt Azara, "war es für mich nothwendig, mich seiner Gesellschaft zu entziehen, da ich in dem vergifteten Luftkreise seiner Stube ganz schwindelnd wurde. Wenn er in Fresko malte, war es noch schlimmer, weil er sich in einer gezwungenen Stellung gegen die Decke auf das Gerüste setzte, und die giftigen Ausdünstungen des Kalchs und der Mineralien, deren man sich in dieser Art zu malen bedient, einathmete. Seine Blutgefäße zogen sich dergestalt ein, daß sie kein Blut mehr erzeugten. Seine Muskeln und Gefäße trockneten ein; die Sprache verlohr sich fast ganz und gar; ein dumpfer und trockner Husten quälte ihn beständig, und seine Gestalt war einem todten Körper gleich. Die Aerzte wußten es nicht anders zu nennen, als — die Auszehrung."

Ungeachtet dieser kläglichen Gesundheitsumstände und einer so großen Abmattung, brach er keinen Tag von seiner gewöhnlichen Arbeit ab. Er vollendete ein Gemälde von der Andromeda und dem Perseus, welches er seit einigen Jahren angefangen hatte, und zeigte hierinn den heroischen Charakter der Griechen; einen Charakter, woran der gemeine Haufe, der mit der idealischen Schönheit unbekannt ist, keinen Geschmack finden

kann. Dieses Werk, welches nach England bestimmt war, wurde durch ein französisches Raubschiff weggenommen, und man weiß bis jetzt noch nicht, wo es hingekommen ist. In den lezten Augenblicken seines Lebens machte er von der Grablegung Christi eine Zeichnung mit schwarzer Kreide, und zwar auf eine ganz verschiedene Art, als diejenige ist, welche sich in dem Zimmer des Königs befindet. Ungeachtet er ein und eben denselben Gegenstand wiederholte, so wußte er doch die Komposition und den Ausdruck so verschieden zu machen, daß man es nicht mit Worten beschreiben kann. Der größte Philosoph, vom Socrates an bis auf die jetzigen Zeiten, hat die Bewegungen der Seele nicht so wesentlich und mit so vieler Wärme und Anstande beschrieben, als Mengs sie nur mit zwey Farben in den Körpern dieses Gemäldes ausgedrückt hat. Rom staunte dieses Wunderwerk der Kunst an, der Marquis Rinuccini von Florenz, bot tausend Scudi für diese Zeichnung, und erhielt sie. Noch ehe Mengs das leztemal nach Spanien reiste, erhielt er den Auftrag für die Basilica des heiligen Petrus ein Gemälde auf eben der Stelle zu verfertigen, wo der Fall des Simon Mago del Vanni geschah. Als Mengs nach Rom zurückgekommen war, ge-

dachte

dachte er dieses Werk zu übernehmen, der Verdrüßlichkeiten ungeachtet, welche er von dem thörichten Muthwillen desjenigen zu erdulden hatte, welchem die Besorgung dieser Kirche aufgetragen war. Er dachte darauf, den Gegenstand des Gemäldes abwechselnd zu machen, und die Uebergabe der Schlüssel an den heiligen Petrus daselbst abzubilden; und zwar um desto mehr, weil, da dieses doch die wichtigste Glaubenslehre aus dem Leben dieses Heiligen, und der Grund von der großen Kirche und vieler anderen wichtigen Sachen ist, noch kein Gemälde von dieser Vorstellung daselbst vorhanden war. So viele Maler diesen Gegenstand behandelt haben, so haben sie dabei alle die Allegorie der Worte Christi durch ein unbehülfliches Werkzeug in der Hand, womit man Magazine oder Heuboden aufschliessen könnte, ausgedrückt. Mengs, ganz erhaben und geistreich in seinen Ideen, stellte bei dieser Geschichte Christum vor, wie er mit der einen Hand den heiligen Petrus einsegnet, die andere in die Höhe hebt und ihm den ewigen Vater zeiget, welcher auf einem majestätischen Throne seinen Engeln Befehle ertheilt, daß sie dem heiligen Petrus die Schlüssel überbringen sollen, welche hierbei nicht den Hauptgegenstand ausmachen, und zu gleicher Zeit scheint

es, als schreibe er die Worte auf eine marmorne Tafel, welche von seinen Dienern gehalten wird, Quodcunque ligaveris super terram etc. Der erhabne Ausdruck des Vaters kündigt den Schöpfer aller Dinge an; an Christo erblickt man die Güte und Liebe; in dem heiligen Petrus den lebhaftesten und eingeschränktesten Glauben; in dem Haufen ist jeder Apostel seinem Alter und Umständen angemessen. Der Verstand in der Komposition, die Ruhe des Gesichts, das Eigenthümliche in der Bekleidung, das Natürliche der Falten, und der Gegensatz zwischen dem ernsthaften Wesen der Bekleideten, und zwischen dem ringfertigen Nakten der Engel in der Glorie, beweisen sehr wohl, daß Mengs dieses Gemälde so einrichtete, wie es für die großen Wunder, die in dieser Kirche enthalten sind, passend ist. Von alle dem hat er uns bloß einen Entwurf von fünf Palmen Höhe hinterlassen, welcher mit Licht und Schatten beinahe geendigt ist, und unstreitig von den Herren um deswillen nicht angenommen wurde, weil eine ungewöhnliche Komposition darinn war, und also wahrscheinlich in die Hände irgend eines Profanen gerathen ist.

Herr von Azara beschreibt nunmehr die lezte Arbeit, worauf Mengs seine ganze Wissenschaft ver-

verwendete, und sich selbst übertraf. Der König, sagt er, hatte ihm drey große Gemälde für die neue Kapelle zu Aranjuez aufgetragen, und er machte mit dem vornehmsten den Anfang, welches die **Verkündigung der Maria** vorstellte. Nachdem er zwey Monate darüber nachgedacht, und die Zeichnung dazu verfertigt hatte, war ich den Morgen, als er es anfing, mit dem Herrn **Hewetson** gegenwärtig, einem geschickten Bildhauer, welcher unter eben dieses Mengs Aufsicht mein Portrait modellirte. Wir trafen ihn ganz allein pfeifend und singend an. Wir frugen ihn nach der Ursache, und er gab uns zur Antwort, er wäre beschäftigt eine gewisse Sonate des Corelli zu wiederholen, weil er willens wäre, das Gemälde in einem musikalischen Style dieses berühmten Komponisten zu verfertigen. Die neuern Maler, welche gewohnt sind den Beifall desjenigen zu erhalten, welcher sich den Titel eines Kunstverständigen anmaaßt, werden gewiß darüber lachen, wenn sie hören, daß man ein Gemälde vermittelst einer Sonate machen könne; allein sie würden gewiß anders denken, wenn sie die Kunst gründlich verständen, und die Griechen nur etwas fleissiger als gewöhnlich studirt hätten. Es gibt kein Ding, welches mit der Malerei so viel Aehnlichkeit

keit hat, als die Musik; die eine sowohl als die andere, gehöret zu den nachahmenden Künsten; sie haben die Schönheit zum Gegenstande, und die Harmonie ist ihnen wesentlich. Kein Ton ist schön, wenn er bloß in einer simpeln Nachahmung besteht; keine Malerei ist schön, wenn sie *weiter* nichts enthält, als die Nachahmung eines Gegenstandes. Beide würden bloß treue Kopien seyn, und nichts mehr. Eine Musik könnte das Ohr ergötzen; allein nach dem Ausspruche des Plinius in dem zweiten Buche der Gesetze, ist nur diejenige lobenswürdig, welche die Schönheit ausdrückt, und nicht allein das Gehör muß Geschmack daran finden, sondern auch der **Verstand** guter und einsichtsvoller Menschen. Die Gesetze, welche er citaredes nennt, verstatteten den Griechen keine andere Art der Musik, als diejenige, welche der Gegenstand mit sich brachte, und durch die Tradition wendeten sie die Benennungen der Musik auch auf andere Dinge an, wie wir in dem Diogenes Laertius sehen, welcher um die Symplicität und den ernsthaften philosophischen Charakter in der Kleidung des Polemon zu bemerken, sich ausdrückt: daß sie mit der dorischen Art in der Musik eine Aehnlichkeit gehabt hätte.

Mengs, welcher ganz mit dem feinen Geschmacke der Griechen und mit seiner Kunst bekannt war, wußte sehr wohl, daß man bei einem ländlichen und hirtenmäßigen Gegenstande die ponische und nicht die dityrambische Art gebrauchen müsse; bei einem Bacchanal sey nur dieses und nicht jenes schicklich. Eine Grablegung Christi erfordere eine dorische, und eine Geburt oder Verkündigung Mariä eine cromatische, lustige und graciöse Manier. Ein jeder, der seine Werke siehet, wird allezeit diese Uebereinstimmung gewahr werden, und, ohne zu wissen, wie, wird man diesen wahren Eindruck, welcher von seiner festgesetzten Manier herkommt, innerlich empfinden.

Nach seinem edlen und erhabnen Charakter war ihm alles, was pöbelhaft und niedrig war, verhaßt. Er konnte die schlechte Musik, auch nicht die Landschaften, noch Bambochaden und noch vielweniger die Grotesken und Arabesken vertragen, worüber er wie Vitruvius, wie Plinius, und wie das verständige Alterthum dachte *). In der
Thal

*) Wider keine Sache ist der gute Vitruv so sehr aufgebracht, als wider den verdorbenen Geschmack an Grotesken und Arabesken. Dies ist die Meinung

That, dergleichen Dinge reden bloß für die Sinne; allein die philosophische und heroische Malerei

und

nung dieses ehrwürdigen Verfassers, welche vielleicht dem verdorbenen Geschmacke in der Malerei Einhalt thun kann, welchen einige in den letztern Jahren wieder hervorgesucht haben, indem sie sich auf das Beispiel des Raphaels berufen.

Diese Malereien (nemlich die guten), welche die Alten nach wahren Dingen copierten, sind heut zu Tage durch den Mißbrauch der Gewohnheit ganz und gar nicht mehr gebräuchlich; weil man vielmehr eingehüllte Ungeheuer, als Bilder, die der Wahrheit gemäß sind, vorstellt. Anstatt der Säulen also, setzt man Stäbe ein, und anstatt der Frontispice, bringt man canälirte Arabesken an, welche mit reichen Blättern und Weinranken ausgeziert sind: oder Leuchter, welche von Figuren auf dem Frontispice der kleinsten Häuser gehalten werden; oder viele zarte Männer, welche mit gewissen Krümmungen aus den Wurzeln hervorsteigen, schliessen die sitzenden Figuren ohne Regel ein; auch Blumen, welche aus den Stämmen hervorkommen, endigen sich in halbe Büsten, woran einige der menschlichen Gestalt, andere den Thieren ähnlich sind; lauter Dinge, welche nicht wirklich sind, nicht seyn können und niemals gewesen

und Musik erstrecken sich auch auf den geläuterten Verstand, und bringen diejenigen erhabenen Ideen

wesen sind; dennoch hat dieser neue Mißbrauch so sehr überhand genommen, daß man dabei den wahren Werth der Künste durch unwissende und falschurtheilende Leute herabsetzt. Wie ist es doch wohl möglich, daß ein Stab ein Dach, oder ein Leuchter ein Haus mit den Dachverzierungen tragen kann, oder ein dünner und zarter Zweig eine sitzende Figur halten kann; oder wohl gar aus den Wurzeln und Stämmen halbe Blumen und halbe Figuren entspringen? Und dennoch ist man, obgleich man solche Dinge für unwahr hält, weit entfernt, sie zu tadeln, vielmehr findet man ein Vergnügen daran, ohne zu bedenken, ob diese Dinge seyn können oder nicht. Daher ist die Seele von falschen Urtheilen so eingenommen, daß sie nach der Vernunft und nach den Regeln des Wohlstandes, nicht mehr das Mögliche von dem Unmöglichen unterscheiden kann. Keine Malereien sind schätzbar, welche nicht mit der Wahrheit übereinkommen; und wenn sie auch noch so vortreflich ausgeführt sind, so braucht man darüber keine Rechenschaft abzulegen, sondern darüber, ob sich der Grund davon deutlich und ohne viele Schwierigkeiten durch Vernunftschlüsse her-

Ideen hervor, welche unsere Natur so sehr veredeln. Mit einem Worte, das erstere ist ganz körperlich, das andere aber geistig; und hierbei kommt

noch

herausbringen läßt." Man kann hiervon das mehrere nachsehen, welches eben so nachdrücklich als schön durch das Beispiel des Apaturius Alabandus erläutert wird, welcher auf einem Theater zu Tralles die Ungeheuer so vortreflich abbildete, daß alle dafür eingenommen wurden, ausgenommen Licinius, ein Mathematiker, welcher durch seine sehr einleuchtenden Gründe dieses Werk herabsetzte; und eben derselbe Maler hatte noch Muth genug, es selbst zu mißbilligen, und nach den Regeln der Wahrheit ein neues an die Stelle des erstern zu setzen.

In Absicht der Malerei der Landschaften, Aussichten, Seestücke und Bambochaden, welche Ludius zu den Zeiten Augusts in Rom einführte, kann man den Plinius Lib. XXXV. cap. X. nachsehen, wo er, im Gegensatze der Malereien, welche man mit einem so ausschweifenden Geschmacke auf die Wände anbringt, die Historienmalerei rühmt, die bloß den Griechen bekannt war, und sich hierüber folgendergestalt ausdrückt: Sed nulla gloria Artificum est, nisi eorum qui tabulas pinxere: eoque venerabilior apparet antiquitas.

noch die Leichtigkeit in der Ausführung des erstern, und die Schwierigkeit bei Darstellung des Letztern in Erwägung.

Das Gemälde der Verkündigung der Maria, wurde von Mengs, wie er selbst sagte, in dem Charakter der Corellischen Musik angefangen, dessen Harmonie so gut vertheilt ist, daß die Sinne auf eine gleich sanfte Weise gerührt werden, ohne daß ein schwächerer oder stärkerer Ton den angenehmen Eindruck des andern zerstört; und ohne dabei in eine Monotonie zu verfallen, wird das Gesicht angenehm unterhalten, daß es sich schwer von dem Gegenstande abziehen kann. Die Ursach davon ist bloß die Idealschönheit; und es scheint fast nicht möglich zu seyn, daß der menschliche Verstand sich habe so hoch schwingen können. In der Maria sieht man die Demuth und sittsame Freude ausgedrückt, nachdem sich ihre erste Bestürzung gelegt hat. Die Schönheit des Engel Gabriels und der andern Figuren von himmlischer Ankunft, trifft mit dem Charakter der Diener eines Gottes überein, und mit dem Ausdrucke ihrer ernsthaften Freude, über ein so erhabenes Geheimniß. Der ewige Vater ist über alle erhaben, und so klein auch der Begriff ist, welchen wir uns als Menschen von der Größe und Göttlichkeit

keit einer Sache machen, so können wir uns doch in ihm das Bild eines allmächtigen und ewigen Schöpfers gedenken. Michel Angelo und Raphael haben ihn allezeit mit einem stolzen und fürchterlichen Wesen, und mit einer dunklen Bekleidung vorgestellt, welche ihm ein trauriges Ansehen gibt, daher scheint es, als hätten sie die Absicht dabei gehabt, ihn uns fürchterlich zu machen. Mengs sagte, sein ewiger Vater sey der Vater der Grazie; daher gab er ihm eine weiße Bekleidung, und einen Ausdruck von Majestät und Güte, welche uns seine Herrschaft und Gewalt liebenswürdig macht.

Dieses war das letzte Werk unsers Mengs, denn er starb währeend der Arbeit, und eben als er an dem Arme des Engels Gabriel, womit er die Lilie trägt, arbeitete. Wenige sind im Stande zu erkennen, daß dieses Gemälde noch nicht ganz fertig ist, obgleich noch viel daran fehlt, von dem, was der Verfasser die letzte Grazie zu nennen pflegte. Mengs hinterließ seine Verkündigung der Maria unvollendet, wie Apelles seine Venus. Beide hatten sich vorgenommen, in ihren letztern Gemälden, alle ihre vorhergehenden Werke zu übertreffen; und keiner von beiden brachte sie ganz zu Stande, und auch keiner fand sich nachher,

her, der sie hätte vollenden können. Apelles inchoaverat aliam Venerem Cois, superaturus etiam suam illam priorem; invidit mors peracta parte; necqui succederet operi ad praescripta lineamenta inventus est. Das Gemälde der Verkündigung von Mengs hatte ein gleiches Schicksal mit der Iris des Aristides, mit den Tintariden des Nicomachus, mit der Medea des Timomachus, so wie auch mit der eben angeführten Venus des Apelles; alle diese Malereien blieben von ihren Verfassern unvollendet zurück, und sind nach dem Plinius noch schätzbarer, als wenn sie fertig geworden wären, weil, wie er sagt, lineamenta reliqua, ipsaeque cogitationes artificum spectantur, atque in lenocinio commendationis dolor est: manus cum id agerent extinctae desiderantur. Dies ist nicht der einzige Umstand, in welchem diese beiden großen Maler mit einander eine Aehnlichkeit haben. Der ältere genoß die Gunst eines Alexanders, und der neuere die Gnade eines Karls des III. Einer wie der andere hat sich durch die Grazie ausgezeichnet, welche sie ihren Werken mittheilten, dieses ist eben dasjenige, was man empfindet, aber nicht zu erklären weiß, nämlich gewisse angenehme Wendungen, und eine gewisse Leichtigkeit in den

Bewegungen, welche niemals gezwungen erscheinen; wie auch eine gewisse Festhaltung derjenigen bestimmten Bewegung, welche alle Theile annehmen, wenn sie sich angenehm darstellen; und endlich das Natürliche und die Harmonie in der Komposition und im Kolorit. Die Aufrichtigkeit des Apelles ging so weit, daß er frey gestand, er *werde* von dem Amphibion in der Komposition, und von dem Asclepiodor in der Perspektive übertroffen. Mengs gab ihm in der Aufrichtigkeit nichts nach, wie wir aus einigen Beispielen sehen werden. Allein dieses ist gewiß, daß die beiden Griechen die Perspektive und Komposition nicht besser verstanden, als er. Endlich gaben jene ihren Farben Harmonie, vermittelst eines Firnisses, welcher, wie Plinius sagt, die Tinten vereinigte; der Firniß dessen sich Mengs bediente, wird gewiß jenem des Apelles nichts nachgeben, so sehr auch einige unwissende Maler darüber gespottet haben.

Es scheint vielleicht, als wollte ich mit diesen Reden dem schmerzhaften Uebergang eines Freundes zum Tode, ausweichen. Ich gestehe es, daß meine Empfindlichkeit bei Erinnerung an diese Scene zu sehr leidet; allein, weil ich einmal dulden muß, so will ich auch dieses klägliche Trauer-

spiel

spiel nur so kurz als möglich anführen. Durch das übermäßige Arbeiten, und durch die verschiedenen körperlichen Uebel war Mengs äusserst geschwächt worden; man gab aber doch noch nicht die Hoffnung auf, ihn wiederherzustellen, wenn man ihn nur zu einer ruhigern und von Geschäften freyen Lebensart hätte bringen können. Seine Ungeduld, begleitet von einer glühenden Einbildungskraft, machte, daß er auf einen gewissen Quacksalber, einen Landsmann von ihm, sein Vertrauen setzte, welcher ihn in wenig Tagen zu heilen versprochen hatte. Dieser gab ihm, ohne Vorwissen der Aerzte und seiner Familie, ganz heimlich eine so heftige Purganz, welche vollends die wenigen Kräfte, die er noch hatte, erschöpfte und ihm verschiedene Ohnmachten zuzog, in welchen man ihn für todt hielt. Er erholte sich von diesen Anfällen, allein die Folgen waren eben so schlimm, indem dieses ein wunderliches Wesen nach sich ließ, daß er sich in den Kopf setzte, seine Wohnung zu verändern und seine Leute plagte, ihm so viel leerstehende Häuser zu miethen, als sie in Rom auftreiben könnten. Es ist zu bemerken, daß er damals zwey gemiethete Häuser hatte, und noch ein drittes besaß, worinn er bauen ließ. Demungeachtet ließ er sich an einem Morgen, unter Beglei-

gleitung seiner üblen Umstände und Gedanken, schleunig in eine öffentliche Herberge, in der Straße Condotti, und in wenig Tagen von da weiter in ein anders öffentliches Haus auf der gregorianischen Straße bringen; und da er seine heimlichen Unterhandlungen mit dem Marktschreyer fortsetzte, rieth dieser ihm gewisse Balsaminen von einer Nonne aus Narni, welche eine Wunderkraft haben sollten. Um die Wirkung aber recht vollkommen zu machen, mischte er, (wie man nachher gefunden hat, noch eine gute Dosin antimonium diaphoreticum darunter, welches in kurzer Zeit die schon halb zerstörte Maschine vollends zu Grunde richtete. Auf diese Art vereinigte sich noch Quacksalberey und Aberglaube, um der Welt einen Mann zu entreissen, welcher verdiente, am längsten zu leben, denn er wurde nicht älter, als ein und funfzig Jahre und drey Monate!

Sein Leichnam wurde in Begleitung der Professoren der Malerakademie St. Luca, in der Pfarrey St. Michele am Berg Ganicolo beerdigt; und im Pantheon neben dem Denkmale des Raphaels, wurde sein Bildniß in Erzt, welches schon unter seiner Aufsicht modellirt war, aufgestellt, mit der Innschrift:

Ant.

Ant. Raphaeli Mengs.

Pictori. Philosopho.

Jos. Nic. de Azara. Amico. suo. P.

MDCCLXXIX.

Vixit. Ann. LI. Menses III. Dies. XVII.

Seine Werke und Schriften erlauben ihm gewiß einen Platz in dem Tempel der Unsterblichkeit, und seine ausserordentliche Güte des Herzens und Sitten hinterlassen ein schmerzhaftes Andenken für seine Freunde.

Das Leben und die Werke dieses Mannes sollten billig einen jeden, der sich den edlen Künsten widmet, zur Nacheiferung reizen, um den rechten Weg zur Vollkommenheit zu betreten. Sein Vater führte ihn gut genug in seiner Kindheit an, indem er sein Auge zur Richtigkeit gewöhnte; aber doch beklagte er sich öfters darüber, daß er ihn habe nach Kupferstichen zeichnen lassen; weil diese, so gut sie auch in ihrer Art seyn mögen, dennoch durch den Stich einen guten Theil von der Vortrefflichkeit des Originals verlieren; ihre Umrisse sind allezeit mehr übertrieben und hart, und entfernen sich von jener Simplicität, welche die wahre Schönheit ausmacht. Die Lehrart, von allem eine gewissenhafte Rechenschaft abzulegen, ist nöthig;

man muß sich aber derselben mit Unterschied bedienen, sonst gewöhnt man sich in allen Stücken Kleinigkeiten nachzuspüren, und vergißt dabei die Aufmerksamkeit auf das Ganze und Große. Auch darüber beklagte er sich noch, daß ihn sein Vater in Schmelz und Miniatur habe malen lassen; weil es nachher schwer hält, den **trocknen** *) *und* kleinen Geschmack abzulegen, welcher dieser Art Malerei eigen ist. Es ist wahr, daß auch **Mengs** von diesem Fehler sich ganz frey zu machen wußte, besonders, wenn er in seinen letzten Zeiten einige Miniaturgemälde verfertigte.

Seine Verehrung gegen die Werke der Alten war sehr groß, doch ohne Schwärmerei; und wenn er

*) Trocken nennt man metaphorisch solche Dinge, denen ein gewisser Saft oder Fettigkeit (pastosità) fehlet, wie man dieses bei magern und ausgetrockneten Fleische antrift. Der schnelle Uebergang einer Tinte zur andern, welche verschieden ist, und die allzugeraden Linien, benehmen einer Malerei alle Annehmlichkeit. Und da man in der Miniatur mit Punkten arbeitet, welche man nicht so vereinigen kann, daß der Uebergang von einem zum andern nicht noch merklich seyn sollte, so hält es schwer, eine Miniaturmalerei zu verfertigen, ohne ins Trockne zu verfallen.

er daher Fehler fand, so erkannte er sie. Bei Aufsuchung der Fehler und der Schönheit eines Werks, kömmt dieser Unterschied vor, daß zu jenen das bloße Auge hinreichend, zu dieser aber ein aufgeklärter Verstand nöthig ist, welcher von jenem feinen Gefühle, das so häufig nicht ist, begleitet wird. Der Neid und die Bosheit, andere herabzusetzen, um auf ihren Trümmern hoch herabzuschauen, pflegt uns vorsichtig bei Beurtheilung der Fehler Anderer zu machen; und wer diese bei allen Werken ausklaubet und das Schöne dabei verschweigt, ist gewiß entweder ein Ignorant oder neidischer Mensch, oder vielleicht beides zugleich. Keiner als Mengs erkannte das gute der antiken Statüen besser, und zeigte es deutlicher.

Mit der Absicht, dem Könige für seine Akademie alle Gipsabgüsse von seiner Sammlung von Statüen (die einzige in ihrer Art, und deren Herbeischaffung seine Einkünfte überstieg) zu schenken, verknüpfte er den Gedanken, eine Abhandlung zu schreiben, über die Art und Weise, wie man antike Sachen beurtheilen und ihre Schönheiten entdecken müsse. Er besorgte, es mögten sich in Europa Leute finden, welche durch einige Fehler gereizt, den wahren Werth dieser Werke verschreien könnten. Der Tod hat uns diese Schrift

geraubt, in welcher er uns ein Muster des Scharfsinnes und der Philosophie überliefert haben würde. Er allein war im Stande zu entdecken und zu beweisen, wie er dieses in einem Briefe an Herrn Fabroni that, worinn er behauptet, daß die Gruppe der Niobe eine bloß mittelmäßige Copie nach dem vortrefflichen Originale ist, wovon Plinius redet. Seine Einsicht ging so weit, daß, als in der Villa der Pisonen zu Tivoli aufgegraben, und ein schadhafter und unkenntlicher Kopf gefunden wurde, er gleich bei dem ersten Anblick sagte: es sey eine Bildhauerarbeit aus den Zeiten Alexanders des Großen. Einige Tage nachher fand man das Uebrige mit der Innschrift, welche unumstößlich bewies, daß es das Bildniß eben dieses Alexanders sey. Endlich muß man wissen, daß das, was Winkelmann technisches in seiner Geschichte der Kunst sagt, von seinem Freunde **Mengs** herrührt, und dieses mag genug seyn, um einen Begriff davon zu geben, wie sehr er die Alterthümer studirt hatte.

Da man auf dem Berg Esquilino ein antikes Haus mit verschiedenen Freskomalereien entdeckt hatte, kam Mengs sogleich herbei, um sie zu sehen, und als man sie in Kupfer wollte stechen lassen, war er erbötig, die Zeichnungen dazu zu

ver-

verfertigen. Allein er begnügte sich nicht damit, daß er sie mit Lust und unglaublichem Fleiße im Kleinen auszeichnete, sondern er führte die drey erstern auch so aus, daß es drey Wunder der Kunst wurden, womit er seinem Gönner, dem Herrn von Azara, ein Geschenk machte. Der Tod verhinderte ihn, alle dreyzehn Originale fertig zu machen.

An dem nemlichen ausgegrabenen Orte fand sich unter andern eine marmorne Statüe der Venus, von so vollkommner Schönheit und reizendem Style, daß Mengs sich in dieselbe verliebte, und mit Gewalt die daran verstümmelten Theile mit eigner Hand wiederherstellen wollte. Er hatte nie in seinem Leben einen Meissel angerührt, und dennoch gehorchte der Marmor dem großen Genie und Verstande mit eben der Geschicklichkeit und Vollkommenheit als die Farben; daß selbst die Mitglieder der Akademie gestanden, daß sie, ausser den antiken Werken der Kunst von den besten Zeiten, keine korrektere, graziösere und geschmackvollere Bildhauerarbeit gesehen hätten. Mit alle dem leistete Mengs einem Jeden Genüge, nur er allein war damit nicht zufrieden, sondern nahm die erstern Füße wieder ab, und bildete andere, welche bis auf seinen Tod unvollendet blieben. Unter allen

len neuern Malern gab er dem Raphael in der Zeichnung und im Ausdrucke, dem Correggio in der Grazie und im Lichte und Schatten, und dem Titian im Kolorit den Vorzug. Der erste beschäftigte seinen Verstand, der zweite sein Herz, und an dem dritten konnte er sich nicht satt sehen. Er benutzte das Gute von allen dreien, um seinen Styl darnach zu bilden: wie die Biene, welche aus vielen Blumen den besten Saft ziehet, um ihren Honig daraus zu machen. Man darf nur irgend ein Gemälde von ihm sehen, so wird man von dieser Wahrheit überzeugt seyn.

Da Raphael den wesentlichsten Theil der Malerei, nämlich den Ausdruck, in seiner Gewalt hatte, so studirte ihn auch Mengs am fleissigsten, und er konnte ihn niemals genug betrachten. Dennoch ist ein großer Unterschied zwischen diesen beiden, in Ansehung des Styls. Raphael wußte mit seinem Pinsel alles, was nur in der Natur sichtbar ist, und den Einfluß der Seele auf den Körper in der Bewegung der Leidenschaften, auszudrücken. Eine feine Unterscheidungskraft, welche niemand in einem höhern Grade als er besaß, verführte ihn, allezeit das Schönste der Natur zu wählen; allein wir sehen nicht, daß er sich über sie jemals hinausgeschwungen hätte. Seine

Jungfrauen zum Beispiel, sind die schönsten Bildnisse, und die Kinder die wohlgewachsensten, welche man zu seiner Zeit finden konnte. Dennoch haben sie nur eine sehr gemeine Physiognomie und nichts Göttliches an sich. Die weltberühmte Madonna della Seggiola, stellt sie wohl etwas anders vor, als eine Bäuerinn, welche einem schönen Kinde die Brust gibt? Nur erst gegen das Ende seines Lebens erhellet aus einem Briefe, den er an den Graf Balthasar Castiglione schrieb, daß er darauf bedacht sey, eine andere Art der Malerei zu wählen, die ganz idealisch sey, und in der klugen Auswahl der Theile, welche in der Natur zerstreuet sind, bestehen solle; durch diese Auswahl könne man ein vollkommnes Ganze bilden, welches die Natur selbst übertrifft, und hierinn den Zeuxis mit seiner Helena nachahmen, welcher um sie schön zu bilden, das Beste von vielen schönen Mädchen aussuchte; und nach diesem Grundsatze wolle er seine Galathee in Farnese ausführen. Wenn Raphael länger gelebt hätte, so hätte er vielleicht die Malerei zur höchsten Stufe erhoben; allein dieser Ruhm war einem Mengs vorbehalten. Seine göttlichen Figuren haben so wenig Menschliches an sich, als nur möglich; aus vielen vollkommnen Theilen, welche er wohl zu wählen wußte,

bil-

bildete er seine Kompositionen, indem er das Unedle, das Ueberflüssige und die Merkmale der menschlichen Schwachheiten hinwegließ, daher kommt diese erhabne Idealschönheit, wodurch sich seine Werke auszeichnen. Raphael, so gut er sich auch auf den gefühlvollen Ausdruck verstand, scheint als hätte er sich gewissermaßen wenig um das Kolorit bekümmert. Seine Tinten sind grell, seine Fleischtheile sind öfters von einem unangenehmen Roth, wie ein jeder, der Augen hat, erkennen kann, und ohne durch vorhergefaßte Meinung verführt, sehen wird. Seine Gemälde pflegen, ich weiß nicht was für eine unangenehme Monotonie an sich zu haben, und daher gefallen sie auch bei dem ersten Anblicke nicht, sondern wollen erst lange betrachtet seyn. Die Gemälde des Mengs aber vereinigen den erhabensten Ausdruck mit dem wahrhaftesten und harmonischen Kolorit, und mit jener Einsicht in die verschiedenen Wirkungen des Lichts, welches bei dem ersten Anblicke die Sinne, und bei näherer Prüfung den Verstand bezaubert. Sie enthalten besonders jene Grazie, welche man wohl empfinden, aber nicht aussprechen kann; diese Grazie, worinn Apelles so unnachahmlich war. Der urbinische Maler kopierte den schönsten Körper; der teutsche kopierte

ihn

ihn nicht, er verbesserte, er veredelte ihn; jener opferte bloß dem Verstande, dieser aber dem Verstande und den Grazien zugleich.

Viele werden gewiß diese Sätze für anstößig halten, und als hätten sie zur Absicht, Raphaelen um die Verehrung zu bringen, die man ihm seit mehr als zwey Jahrhunderten erzeigt. Allein mich hält keine Sache zurück, die Wahrheit zu gestehen, wo ich sie empfinde. Wer mich beurtheilen will, der prüfe sich zuerst selbst, und sehe zu, ob er auch von allen Vorurtheilen oder von einigen andern kleinen Leidenschaften, die eben so wenig zu entschuldigen sind, gereiniget ist. Die Art und Weise, wie Mengs den Pinsel führte, war ihm ganz allein eigenthümlich und vorbehalten. Er impastirte seine Gemälde sehr stark, und trug seine Farben sehr fett auf, damit sie eine desto größere Menge von Lichtstrahlen auffangen und zurückwerfen können; und er war hierinn so eigensinnig, daß er in seinem ganzen Leben sich eigenhändig die Palette selbst zubereitete. Die Natur einer jeden Farbe, und die Wirkung, die man sich noch nach langer Zeit davon versprechen muß, wenn das Oel auch schon daraus verflogen ist, kannte er gründlich und nach den Gesetzen der Chemie. Die Theorie des Lichts und seiner Bestandtheile aus

sechs Farben, vermöge des Prisma, hatte er vollkommen inne; allein er befolgte ein ganz verschiedenes System, welches er durch seine Praxis gefunden hatte. Er behauptete, man könne alle Farben nur auf diese drey zurückbringen; nämlich auf Gelb, Himmelblau und Roth; aus der Vermischung dieser drey brachte er alle übrigen Tinten hervor. Das Weisse und Schwarze hielt er für keine Farbe, und wenn er konnte, zog er die natürlichen Erden allen andern Materien vor.

Er malte lieber auf Holz, wenn er es thun konnte, weil die Leinewand, wenn sie auch noch so gut und stark angezogen wird, doch niemals eine so glatte und vereinte Oberfläche gibt, als das Holz, und jede Vertiefung oder Erhabenheit, so klein sie auch seyn mag, macht einen falschen Widerschein des Lichts. Noch mehr, wenn die Leinewand ein wenig groß ist, so gibt sie unter dem Pinsel nach, und die Hand kann nicht fest und sicher gehen.

Wer seine Werke untersucht, wird keinen Pinselstrich darauf finden, wie bei andern Malern: alles ist vereint, wie es die Wahrheit und die Natur mit sich bringt, welche keine Absätze macht; eine Tinte verschwindet in der andern ganz unmerkbar. Daher die jungen Leute, welche seine

Werke kopieren wollen, nicht errathen können, wie sie gemacht sind, und wo sie anfangen sollen, indem die Regeln, die sie von andern erlernt haben, ihnen fehlschlagen. Aber was sage ich Regeln? Recepte sind es vielmehr, welche sie auf alle Sachen anwenden sollen. So viel Uebel entsteht manchmal aus dem, was man Schulen nennt, welche sowohl in den Künsten als in den Wissenschaften nichts als Unwissenheit hervorbringen. Diejenigen, welche sie gestiftet haben, sind verdienstvolle Männer gewesen. Ihre Schüler suchten sie nachzuahmen, und diese sind nach und nach wieder von andern nachgeahmt worden; und wer also nachahmt, geht allezeit von seinem Muster ab, bis endlich die letztern sich so weit entfernen müssen, daß sie die erstern nicht mehr sehen können. Dieses bringt schlechterdings ein handwerksmäßiges Arbeiten hervor, und dasjenige, was ich Receptmaler nenne.

Unter so vielen Schriften der Kunst waren nur sehr wenige für Mengs befriedigend. Die Verfasser der Lebensbeschreibungen der Maler mißfielen ihm besonders, und vor allen die des Vasari, weil sie von vielen andern Dingen reden, nur von dem Wesentlichen der Kunst nicht. Sie halten sich bei tausend elenden Anekdoten auf aus

dem Privat- und häuslichen Leben, mit einer unnützen Genauigkeit des Preises und der Besitzer der Gemälde; sie schütten in vollem Maaße übertriebene Lobeserhebungen und Beinamen vom Wunderbaren und Göttlichen aus; hierinn besteht die Hauptsache der Vasarischen Lebensbeschreibungen und derer, welche Anmerkungen hierzu geliefert haben. Das Leben des Correggio ist so schlecht, daß Mengs dadurch bewogen wurde, einen ganz neuen Aufsatz davon zu machen, um ihn einer gewissen Sammlung von malerischen Lebensbeschreibungen, welche zu Florenz erscheinen sollte, einzurücken; allein die Herausgeber machten wenig Gebrauch davon. In der That diente er auch nicht für den Plan, so wie sie ihn ausführten.

Ein gewisser Bildhauer Falconet, welcher die Statue zu Pferde Peters des Großen in Bronze verfertigt hat, ließ sich einfallen, zwey ganze Bände zu schreiben, um seine Galle über den Plinius, über den Cicero, über das Pferd des Marcus Aurelius, und über die berühmtesten alten und neuern Schriftsteller, ja sogar über die angesehnsten Werke in der Welt, auszuschütten. Mengs hatte zu viel Verdienst, als daß er bei diesem Streite hätte unverschonet bleiben sollen; daher bekömmt er auch seinen Theil von Falconet.

Mengs schrieb ihm einen sehr bescheidenen Brief, nicht um seine Person darinn zu rechtfertigen, sondern bloß um die Ehre der Kunst zu retten. Er erhielt eine Antwort darauf; allein der Streit ging nicht weiter, es sey nun, weil Mengs nicht gern die Zeit verschwendete, oder weil dieses Buch gar zu schmähsüchtig und unwissend geschrieben war, als daß es einigen Schaden hätte stiften sollen, besonders in Italien, wo man sich bei Gegenständen der schönen Künste nicht leicht hintergehen läßt, und wo eine feine bescheidene Kritik und Satyre angenehm sind: hingegen verachtet werden, wenn sie mit einer solchen Furie und Heftigkeit ausfallen, wie der flüchtige Falconet gethan hat.

Von dem Buche des Herrn Reynolds, eines Engländers, sagte er: es sey ein Werk, welches junge Leute auf Irrthümer führen könnte, weil es auf superficielle Grundsätze eingeschränkt sey, welche keiner, als der Verfasser selbst, verstände.

Das kolerische und hitzige Temperament des Mengs verursachte, daß er oft in seinem Betragen hart war: in der That, wenn es auf die Kunst ankam, sagte er seine Meinung mit einer solchen Aufrichtigkeit, daß sie vielmehr Härte zu seyn schien; aber im Grunde betrachtet, war es seine

Her-

Herzensgüte, und es gereuete ihn bald, wenn er sahe, daß einer oder der andere sich dadurch beleidigt fand; und destomehr unterstützte er ihn mit seinem Rathe und Unterrichte, indem er niemals aus seiner Kunst ein Geheimniß machte.

Clemens der XIV. hatte durch einen Bilderhändler verschiedene Gemälde zu Venedig *gekauft*, und als er darüber den Mengs um seine Meinung befragte, soll dieser ihm frey gesagt haben: daß sie nichts taugten und daß er betrogen wäre. Der heilige Vater erwiederte, daß ihm ein gewisser Maler viel Rühmens davon gemacht habe; allein Mengs antwortete: ich und N. N. sind beide Professoren; einer lobt das, was seine Kräfte übersteigt, und der andere tadelt das, was unter seinen Kräften ist.

Von einem gewissen Bildhauer, welcher seinen Namen auf die Statue der Uneigennützigkeit, bei dem Grabmale eines großen Pabsts folgendergestalt gesetzt hatte, N. invenit; sagte **Mengs**, daß er sehr wohl gethan habe, daß er sich dieses Ausdrucks bedient habe, es sey seine Erfindung, weil er gewiß die Statue von keinem Gegenstande in dieser Welt hergenommen habe. Ich könnte noch viele ähnliche Züge von ihm anführen; allein ich will sie übergehen, um von den noch leben-

den

den Mitgliedern der Akademie keinen zu beleidigen.

Die Unbescholtenheit seiner Sitten war so sonderbar und äusserte sich so deutlich, daß die Begeisterung für die Kunst in ihm alle übrigen Leidenschaften verdrängt hatte. Seine Liebe zur Wahrheit, so wie sein Abscheu gegen die Lügen, war unglaublich; unter den vielen Beispielen, welche ich anführen könnte, will ich nur eins zur Probe erwähnen. Als er das letztemal, da er in Spanien gewesen war, zu Pont-Vauvoisin den französischen Boden betrat, und die Douanen-Bedienten einige goldene mit Brillanten besetzte Tobacksdosen bei ihm fanden, die ihm verschiedene Fürsten geschenkt hatten, und ihn fragten, ob er sie zum Verkaufe oder zu seinem Gebrauche mit sich führe? antwortete er: "Ich bin kein Kaufmann, ich handle nicht mit Dosen, ich habe sie „aber auch nicht zu meinem Gebrauche, ich schnupfe keinen Toback." Diese liessen sich damit noch nicht begnügen, sondern drangen ferner in ihn, in der Absicht, ob er zum zweitenmal ihre Frage bejahen würde: nämlich, ob sie zu seinem Gebrauche wären, denn alsdenn könnten sie dieselben frey durchgehen lassen; allein sie konnten von ihm nichts wider die Wahrheit herausbekommen, und

er

er blieb dabei, daß er in seinem Leben nie eine Prise Toback genommen hätte. Sie sahen sich also wider ihren Willen genöthiget, die Dosen als Kaufmannsgut zu sequestiren, und er ließ sie sich auch confisciren, ohne sich jemals die geringste Mühe zu geben, sie wieder zu erhalten, wenn ich und der Marquis von Liano diesen Vorfall zu Paris nicht entdeckt hätten.

Er war ein treuer Ehemann und zärtlicher Vater seiner Kinder, denen er eine strenge und vortreffliche Erziehung gab. Hingegen hat er durch seine schlechte Haushaltung und Verachtung des Geldes seiner Familie sehr geschadet. In den letzten achtzehn Jahren seines Lebens rechnet man über 180,000 Speciesthaler, die in seine Hände geflossen sind: und kaum hinterließ er bei seinem Tode so viel, daß man sein Leichenbegängniß bezahlen konnte.

Fast alle Fürsten von Europa haben von Mengs einige Arbeiten verlangt und bestellt. Katharina die Zweite gab ihm mit einer ihr ganz eignen Huld den Auftrag, zwey Gemälde nach beliebiger Erfindung, und nach dem Werthe, wie er sie selbst taxiren würde, für sie zu verfertigen; und ließ ihm zum voraus 2000 Scudi auf Abschlag auszahlen. Allein das Verhängniß erlaubte

laubte auch nicht einmal, daß er den Anfang dazu machen konnte. Sobald aber die großmüthige Kaiserinn aus einem Schreiben des unvergleichlichen Kardinals von Bernis, den schlechten Zustand, in welchen dieser brave Mann seine Familie hinterlassen hatte, erfuhr, so schenkte sie seinen Kindern die vorausbezahlte Summe.

Der König von Neapel wünschte den guten Geschmack in der Malerei in seiner Hauptstadt einzuführen, und eine Akademie der Künste zu stiften, worüber Mengs die Direktion führen sollte. Er suchte also bei seinem durchlauchtigsten Vater, dem Könige von Spanien, um die Erlaubniß nach, daß dieser geschickte Mann nach Neapel kommen dürfe. Der König verstattete es auch gnädigst, indem er ihm seinen Gehalt noch immer fortzusetzen versprach. Die Nachricht von dieser Güte, welche für Mengs eine ausserordentliche Befriedigung würde gewesen seyn, kam acht Tage nach seinem Tode zu Rom an; daher blieb er dieses Trostes, und Neapel des Nutzens beraubt, welchen es aus seinen Lehren geschöpft haben würde.

Karl der Dritte, König von Spanien, der diesen großen Künstler so lange er lebte, mit königlicher Gnade überhäufte, hat nach seinem Tode fünf seiner Töchter ausgestattet und zwey seiner

Söhne mit Pensionen versorget. Dergleichen Züge von Großmuth bringen die Verordnung der Amphyctions in Erinnerung, die aus Achtung für die Talente des Malers Polygnotus und aus Erkenntlichkeit für die Werke, womit er Athen verschönert hatte, befahlen: "daß dieser berühmte Künstler auf Kosten des Staats beherberget und erhalten werden sollte, in welchem Theile von Griechenland er auch seine Wohnung aufschlagen würde."

Wenn **Mengs** ein großer Maler war, so war er auch zugleich ein unvergleichlicher Schriftsteller. Er sah es ein, daß man nicht den Künstlern, sondern den unwissenden und reichen Liebhabern der Künste, den Verfall derselben zuschreiben muß. Die wohlhabende Dummheit nöthiget einen geschickten Künstler auf seine eigene Ideen Verzicht zu thun, und zieht ihm oft einen Ignoranten vor, der sich belehren läßt. Welche Albernheit von Seiten solcher verkehrter Liebhaber! Werden sie denn niemals begreifen, daß ihr Geld, wenn sie sich auf diese Art betragen, zu nichts dienet, als, um sie bei der Nachwelt desto verächtlicher zu machen? Und in Wahrheit, kann wohl ein wahrer Kenner ein solches Kunstwerk, das auf Kosten der gesunden Vernunft und eines gereinigten Geschmacks gemacht ist, sehen, ohne sich an die Einfalt

falt desjenigen zu halten, der es angeordnet hat? Mögte doch ein jeder, der einen Künstler in Arbeit setzt, entweder verstehen, die Kunst anzuordnen und zu urtheilen, oder wenn sie ihm fehlt, von selbst ganz darauf Verzicht thun, dann würden wir gute und vortreffliche Stücke bekommen! Die Werke der griechischen Künstler würden kein so vorzügliches und hervorstechendes Verdienst haben, wenn sie nicht nach den Ideen so vortrefflicher Kenner gearbeitet hätten. Beide waren Philosophen, sowol die Liebhaber als die Künstler. Es ist folglich wesentlich, daß die Liebhaber im Stande sind, gut zu sehen und richtig zu urtheilen. Um dies Vermögen zu erlangen, dürfen sie nur die Schriften eines Mengs lesen und studiren, der die Feder eben so gut zu führen wußte, als den Bleystift und Pinsel.

Gottfried Wilhelm von Leibnitz.

Große Talente erwecken allezeit Bewunderung; allein nicht allezeit haben sie ein Recht auf unsere Erkenntlichkeit. Nur dann, wenn sie von der Liebe zur Wahrheit, von dem Eifer für das allgemeine Beßte begleitet werden; wenn sie die Sache der Tugend und der Vernunft befördern: nur dann erfüllen sie uns mit den süßen Empfindungen, die ein Gemisch von Bewunderung, von Hochachtung und Liebe sind. Solche Empfindungen waren es, die der Verfasser der Theodicee, durch sein Genie, und durch seinen Charakter, bei seinen Zeitgenossen zu erregen wußte. Solche Empfindungen wird sein Andenken stets bei allen erregen, die sich mit der Geschichte des menschlichen Verstandes beschäftigen werden. Selten haben sich in Einem Manne so viele und so große Talente vereinigt, und schwerlich hat irgend jemand die Aufnahme der Wissenschaften, die Ausbreitung einer vernünftigen Denkungsart mit so vielem Eifer zu befördern gesucht.

Ei

Ein günstiges Schicksal, oder vielmehr eine gerechte Vorsehung krönte seine Bemühungen mit erwünschtem Erfolge.

Um uns eine richtige Idee von der Größe dieses Genies zu machen, müssen wir uns an den traurigen Zustand erinnern, worinn sich die Wissenschaften in unserm deutschen Vaterlande vormals befanden. Die Barbarey herrschte noch. In andern Ländern hatte sie schon der gesunden Vernunft und dem Geschmacke weichen müssen. Unter uns war zwar ihr Thron, anfangs zu Melanchthons Zeiten, und nachher durch andere würdige Männer erschüttert worden. Allein die Streitigkeiten, welche durch die Religion veranlasset wurden, und die grausamen bürgerlichen Kriege hatten ihn von neuem befestiget. Es ist wahr, der Ehrgeiz, ein Gelehrter zu heißen, hatte sich allenthalben ausgebreitet. Allein es war allzu leicht, sich diesen Namen zu erwerben. Die Fertigkeit, in der römischen Sprache, ohne Einsicht in ihre wahren Schönheiten, sich auszudrücken; eine ungeheure Belesenheit, die durch keine Absichten, durch keine Wahl geleitet wurde; die Unverschämtheit, hartnäckig über Materien zu streiten, von welchen man oft keine deutliche Ideen hatte, dieses waren ungefähr die Talente, durch

welche

welche man den Ruhm eines geschickten, und selbst eines großen Mannes erlangen konnte. Man wußte nicht, daß, um zu wahren und nützlichen Kenntnissen zu gelangen, man nothwendig andere Wege betreten muß. Unter den wortreichen Werken, womit die Büchersäle angefüllet wurden, fanden sich vielleicht einige, worinn sich Funken von Erfindung, von Scharfsinn zeigten. Die meisten waren Misgeburten, die ihr Daseyn dem Gedächtniß und dem Nachschlagen zu danken hatten. Und auf den Besitz solcher Schätze war man stolz. Man dachte nie daran, sich mit den Nachbarn oder mit den Aeltern zu vergleichen; man war nicht fähig, diese Vergleichung anzustellen.

Bei solchen Umständen wurde ein mehr als gewöhnlicher Geist erfordert, nur in Einer Wissenschaft groß zu werden. **Leibnitz** wurde in allen groß, und Erfinder in vielen. Sein Genie schwang sich über seine Landesleute empor, übertraf vielleicht die Aeltern, und erreichte die größten unter den Neuern.

Es verlohnt sich der Mühe, die allmählige Entwickelung so großer Talente zu betrachten *).

Bei

*) Gottfried Wilhelm Leibnitz wurde zu Leipzig den 3ten Jul. 1646. geboren. Sein Vater war Friedrich Leibnitz, Professor der Moral.

Bei seiner Erziehung kamen verschiedene Umstände zusammen, die ihn theils den Wissenschaften zu entziehen, theils, wenn er sich diesen widmen wollte, seinen Geschmack zu verwirren droheten. In seiner ersten Jugend durch den Tod seines Vaters sich selbst überlassen, lebhaft und ehrgeizig in nicht geringem Grade, hatte er das glänzende Beispiel eines Onkels vor Augen, dessen kriegerische Verdienste mit dem Adel belohnet waren *). Nur der mächtigere Reiz der Wissenschaften konnte ihn abhalten, einem so blendenden Exempel auf einer so reizenden Bahn zu folgen. Eine zahlreiche Bibliothek, die ihm sein Vater hinterlassen hatte, schien ein gefährlicher Schatz in der Hand eines unerfahrnen Jünglings, der, durch eine brennende Wißbegierde hingerissen, und im Besitze eines erstaunlichen Gedächtnisses, sich in der größten Gefahr befand, durch die Menge der Gegenstände verwirret zu werden. Allein diese beiden Eigenschaften, die für viele von so nachtheiligen Folgen waren, wurden bei Leibnitzen durch den gründlichsten Verstand geleitet. Er gebrauchte seine Reich-

thü-

*) Dieser Onkel hieß Paul Leibnitz; der Kaiser Rudolph II. adelte ihn wegen seiner in Ungarn geleisteten Dienste.

thümer wie ein erfahrner Oekonom. Endlich, um ihn von den Wissenschaften auf immer zu trennen, vereinigten sich Ungeschicklichkeit und Pedanterei in zwei mit Unrecht sogenannten Gelehrten, die es wagten, seine Lehrer zu werden. Leibnitz erkannte ihre Unfähigkeiten, beschloß sie zu verlassen, und selbst den rechten Weg zu einer gründlichen Gelehrsamkeit aufzusuchen. Der Ausgang bewies, daß diese Kühnheit eine Folge des reifsten Verstandes war, oder doch von demselben begleitet wurde. Die besten Werke der Alten, diese Denkmäler der erhabensten Geister, diese Muster des Geschmacks, bekamen an ihm einen freiwilligen Bewundrer, dem man nicht erst zeigen durfte, was für Schönheiten in ihnen enthalten sind. Man würde sich eine sehr falsche Idee von seinem Charakter machen, wenn man glauben wollte, daß Stolz oder Eigensinn diesen Entschluß befördert hätten. Nie vielleicht ist ein großer Mann von diesen beiden schädlichen und gemeinen Fehlern so frei gewesen. Man weiß, wie gut er sich in alle Arten von Fähigkeiten zu schicken, und selbst von den schwächsten Vortheile zu ziehen wußte. Man weiß nicht weniger, wie billig, wie erkenntlich er gegen jeden war, dem er die geringste Bereicherung oder Verbesserung seiner Kenntnisse zu danken hatte.

Doch

Doch seine beste Rechtfertigung ist diese. Nicht lange, nachdem er jene unwürdigen Führer verlassen hatte, besuchte er die Lehrsäle des **Thomasius** *) und andrer verdienstvollen Männer, die eines solchen Schülers würdiger waren. Der wohlverdiente Ruhm des geschickten **Weigels** war es ohne Zweifel, was ihn nach Jena zog, wo er auch **Bosen** und **Falknern** hörte, Männer, die sich durch nützliche und gründliche Gelehrsamkeit von ihren Zeitgenossen unterschieden.

Noch unter dem Alter, in welchem gewöhnliche Geister kaum mit einem kleinen Gebiete der Gelehrsamkeit bekannt sind, hatte er schon das ganze weite Reich derselben mit beurtheilendem Geiste übersehen, und zur Verschönerung und Bereicherung desselben mit neuen Provinzen Entwürfe gemacht. Leibnitzens Zeitgenossen waren erstaunt, zu sehen, daß ein Jüngling von 20 Jahren im Stande war, die schwersten Wissenschaften vorzutragen **). Sie erstaunten ohne Zweifel noch mehr, als er ein öffentliches Lehramt anzunehmen

*) Jacob Thomasius, Vater des berühmten Christian Thomasius.

**) Im 18ten Jahr seines Alters 1664. wurde er Magister; 1665. Baccalaureus, und 1666. Doktor der Rechte.

nehmen Bedenken trug *). Es war eben die Bescheidenheit, welche den spartanischen Gesetzgeber bewog, das ihm angetragene Scepter auszuschlagen. Lycurg wußte, daß die Kunst zu regieren, welche er nach dem Begriffe seiner Landesleute vollkommen zu verstehn schien, einer viel höhern Vollkommenheit fähig war. Er reisete, er studirte, und erst nach seiner Zurückkunft gab er die Gesetze, durch welche er die Spartaner noch nach seinem Tode regierte.

Nach diesen Beweisen einer vorzüglichen Geschicklichkeit und einer noch vorzüglicheren Art zu denken, erwarb sich Leibnitz durch seine Verdienste und durch seinen liebenswürdigen Charakter die Freundschaft des Herrn von **Boineburg** **). Dieser wahre Mäcen, der in der Geschichte der deutschen Gelehrsamkeit eine rühmliche Erwähnung verdient, empfahl seinem jungen Freunde die Bearbeitung zweier wichtigen Felder, welche in Deutschland noch sehr vernachlässigt waren! Die **Geschichte**, und die **Rechtswissenschaft**. Das Unterneh-

*) Die Stelle eines ausserordentlichen Lehrers der Rechte zu Altorf wurde ihm angetragen, als er daselbst Doctor wurde.

**) Er war Churfürstlich Maynzischer geheimer Rath.

nehmen sie zu verbessern, konnte nicht anders, als den grössten Ruhm versprechen, der aber nur durch die verdrießlichsten Arbeiten zu verdienen war.

Die Rechte hatten am meisten nöthig, durch die Bemühungen eines einsichtsvollen und scharfsinnigen Weisen zu einer gründlichen und nützlichen Wissenschaft erhoben zu werden. Sie waren, was sie zu seyn vielleicht noch nicht ganz aufgehört haben, ein Chaos von unendlichen, zu verschiedenen Zeiten, bei verschiedenen Völkern, unter verschiedenen Umständen, gegebenen Gesetzen, welche alle zu verstehen, das ganze Leben eines Menschen erfordert wird. **Leibnitz** zeigte, daß er fähig war, diese Verwirrung, diese Dunkelheit in Licht und Ordnung zu verwandeln. Schon hatte er angefangen, seine Entwürfe in dieser Absicht auszuführen *). Das Zusammentreffen verschiedener Umstände verhinderte ihn, mit einer so edlen Arbeit weiter fortzufahren.

Un-

*) Diese Entwürfe findet man in der kleinen Schrift, die er 1667 herausgab: Nova methodus docendae discendaeque iurisprudentiae. In einer andern Schrift, die 1668 heraus kam, Corporis Juris reconcinnandi ratio, machte er selbst den Anfang, seine Vorschläge auszuführen.

Unterdessen hatte er durch seinen würdigen Freund eine Stelle an einem der vornehmsten deutschen Höfe erhalten *). Schon war sein Beifall allgemein. Mehrere Höfe waren eifersüchtig auf den Besitz eines Mannes, der ihnen durch seine Talente nützlich werden konnte. Wäre Leibnitz bloß ehrgeizig, oder sein Ehrgeiz von der gewöhnlichen Art gewesen, welche flüchtige Gegenstände, **Rang** und **Titel**, zum Ziele hat: so würde er nun, nach Art der Leute von diesem Charakter, seinen Eifer für die Wissenschaften gemäßiget haben. Allein diese kleinen Vorzüge befriedigten seine zu höhern Absichten entschlossene Seele nicht. Er bewunderte die Größe eines Plato, eines Aristoteles, eines Cartesius. Diese zu erreichen, war sein Wunsch; sie zu übertreffen, war sein Plan. Und er vollführte diesen Plan mit einer Standhaftigkeit, welche durch kein Hinderniß abgeschreckt, durch keine Arbeit ermüdet wurde *).

Das

*) Er wurde Churmaynzischer Rath.

*) Er beschäftigte sich um diese Zeit mit der Arithmetik. 1668 kam seine Ars combinatoria heraus. — Er hatte vor, die Encyclopädie des Alsted zu verbessern. Er gab 1670 des Nizolii Philosophus

An-

Das Glück, oder vielmehr die Freundschaft beförderte seine Entwürfe. Sie eröffnete ihm einen der angenehmsten Wege, welcher das Genie zur Vollkommenheit führet; den Weg, welchen die Weisen des Alterthums mit glücklichem Erfolge zu betreten pflegten. Der Herr von Boineburg verschaffte ihm Gelegenheit, diejenigen Länder von Europa zu sehen, wo die Wissenschaften am eifrigsten und glücklichsten getrieben wurden *).

Frankreich, wohin er sich zuerst begab, zeigte ihm eines der erhabensten und entzückendsten Schauspiele, die der Weise und der Menschenfreund geniessen kann. Ein Monarch, dessen Bemühungen für die Aufnahme der Wissenschaften und Künste verehret wurden; der Adel einer mächtigen und liebenswürdigen Nation, und eine Menge wahrer Genie's arbeiteten an der Veredlung des Geschmacks und an der Aufnahme der Wissenschaften.

Groß-

Antibarbarus von neuem, mit einer Vorrede und mit Anmerkungen heraus. Er arbeitete in dem politischen Felde. 1669. schrieb er das Specimen demonstrationum politicarum pro eligendo Rege Polono motus abstracti und Theoria motus concreti.

*) Er trat die Reise 1672. an.

Großmüthige Aufmunterungen von der einen, und edler Eifer von der andern Seite, brachten das große Werk zu Stande. Was für ein Entzücken mußte bei diesem Anblicke die Seele eines **Leibnitz** geniessen, sie, der nichts angelegener war, als die Menschen aufgekläret und gesittet zu sehen? Wie sehr aber mußte es ihn niederschlagen, wenn er an das damals noch verwilderte Deutschland dachte? Doch eine edle Seele ist von Neid und Muthlosigkeit gleich entfernt. Alle diese Scenen bestärkten Leibnitzen in dem Vorsatze, von seiner Seite alles zu thun, was auch seinem Vaterlande ähnliche Vorzüge verschaffen könnte. In dieser Absicht wurde er ein Schüler der großen Männer, welche Frankreich damals in Menge besaß. **La Hire, Cassini, Huygens, Arnauld, Mallebranche**, und viele andere, deren Verdienste bekannt sind, beehrten ihn mit ihrer Freundschaft, mit ihrem Unterrichte, und bald mit ihrer Bewunderung. Man gab sie aber nicht durch bloße Lobsprüche zu erkennen. Man suchte sich den Besitz eines jungen Genies zu versichern, von dem die Wissenschaften große Dienste zu erwarten hatten *). Es muß Leibnitzen viel Ueberwindung ge-

*) Die Stelle eines Pensionairs bei der königlichen Akademie wurde ihm angetragen.

gekostet haben, so schmeichelhafte Anerbietungen abzulehnen, die ihm einen angenehmen Aufenthalt in dem Athen der neuern Zeiten versprachen. Bloß die Liebe zum Vaterlande, und die Besorgniß, er würde seine Religion verändern müssen, konnten ihn bewegen, dem Ulysses nachzuahmen, der das rauhe Ithaka der bezaubernden Insel der Calypso vorzog. Die große Achtung indessen, die ihm hier bewiesen ward, trug vielleicht nicht wenig zu der Neigung bei, welche er nachher beständig für Frankreich blicken ließ. Seine wichtigsten philosophischen Werke sind französisch geschrieben, und er schrieb in dieser Sprache mit einer Reinigkeit und Zierlichkeit, welche den Beifall der französischen Nation erhalten hat.

So viele angenehme Scenen wurden jetzt durch traurige Vorfälle unterbrochen. Sein großmüthiger Freund, der Herr von Boineburg, wurde ihm durch den Tod geraubt *). Bald darauf starb auch der Churfürst von Maynz, ein Herr von vortrefflichen Eigenschaften, der durch seine Freundschaft für Leibnitzen eine erhabne Denkungsart bewiesen hatte. Denn derjenige mußte gewiß einen

*) Der Herr von Boineburg starb 1673; der Churfürst von Maynz, Johann Philipp von Schönborn 1674.

einen über alle Vorurtheile erhabenen Geist besitzen, der in diesen Zeiten, in einem Mitgliede einer fremden Kirche große Verdienste zu erkennen und zu belohnen wagte. Der Verlust, welchen Leibnitz durch diese beiden Todesfälle erlitten hatte, wurde durch einen vortrefflichen Prinzen bald ersetzt.

Die Wahrheit und die Gerechtigkeit gegen unsere Vorfahren verpflichten uns, zu gestehen, daß es, ungeachtet der herrschenden Barbarei, auch damals unter den deutschen Fürsten erhabene Seele gab, die unter andern Umständen das für ihr Vaterland gewesen wären, was August ehemals für Rom, was Ludwig jetzt für Frankreich war. Gern hätten sie den Wissenschaften Tempel erbauet; oft hatten sie schon einen rühmlichen Anfang gemacht. Bloß die unglücklichen Umstände, die grausamen Kriege machten es unmöglich, diese großen Absichten auszuführen. Diese Umstände verhinderten diejenige Gemeinschaft zwischen den Großen und Gelehrten, welche den Geschmack verfeinert, die Talente erhöhet, und eine vernünftigere Denkungsart über ein ganzes Volk verbreitet.

Der Herzog von Braunschweig, **Johann Friedrich**, hatte schon vorhin in Leibnitzen einen

eben

eben so angenehmen als großen Geist entdeckt. Er hatte einen Briefwechsel mit ihm angefangen, der dem Geschmacke des Prinzen und den Talenten des Philosophen zur Ehre gereichte. Dieser Prinz eilte, als er Leibnitzens Schicksal erfuhr, sich den Besitz eines verdienten Mannes durch Anerbietungen, welche beiden rühmlich waren, zu erwerben. Zugleich erlaubte er ihm, seinen Aufenthalt in fremden Ländern, so lange er es wünschte, zu verlängern *).

Leibnitz sah also auch England und Holland, diese beiden Länder, die sich am meisten durch die Künste des Friedens emporgeschwungen hatten. In England fand er die Verfassung den Wissenschaften vielleicht nicht so günstig, als in Frankreich. Allein er fand Männer, deren Eifer, durch den innern Werth der Wissenschaften angefeuert, keine andere Aufmunterung nöthig hatte. Er fand einen **Boyle**, einen **Wallis**, einen **Barrow**, und ihn welcher der Stolz nicht bloß Englands, sondern des ganzen menschlichen Geschlechtes ist; einen **Newton**! Dieser große Mann,

*) Der Herzog gab ihm den Charakter eines Raths, eine Pension, und die erwähnte Erlaubniß.

Mann, dessen Namen jetzt ganz Europa mit Ehrerbietung ausspricht, war damals nur noch seinen Freunden bekannt, die den Glanz vorher sahen, zu welchem er einst gelangen würde. Auch in Holland hatte Leibnitz häufig Gelegenheit, Talenten, dem Fleiße, und dem Eifer für die Wissenschaften den gebührenden Tribut zu entrichten.

Vier Jahre waren auf dieser Reise hingegangen. Der scharfsinnigste Beobachter hatte nun gesehen, durch was füe Anstalten die Aufklärung der Menschen befördert wird; er hatte gesehn, auf welchen Wegen die größten Männer zu der Vollkommenheit gekommen waren, durch welche sie den Wissenschaften so nützlich wurden. Bereichert mit diesen Beobachtungen und mit einem Schatze von Kenntnissen, kam er nun in sein Vaterland zurück.

Seine ersten Bemühungen wurden durch die Erkenntlichkeit bestimmt. Er suchte seinen Wohlthäter dasjenige Vergnügen geniessen zu lassen, welche sich dieser von den Wissenschaften versprochen hatte. Er wählte dazu das sicherste Mittel, das zugleich dem Geschmacke des Prinzen das gemäßeste war. Er führte ihn in den Tempel der Natur, welcher einige Jahre vorher den Sterblichen sich eröffnet hatte. Hier bewunderten sie,

wie diese unnachahmliche Künstlerinn alle ihre mannichfaltigen prächtigen Scenen aus so wenig Elementen gebildet; wie sie das ganze unermeßliche Reich aller Wesen so wenigen und so simpeln Gesetzen unterworfen hat. Der Herzog brachte viele Stunden mit unserm Weisen zu. Und so wurde eine neue Art von Vergnügen bei Hofe eingeführt; eines der erhabensten und reinsten, womit sie vernünftige Wesen beschäftigen können; und das seitdem, bei dem edlern Theile der Menschen, eine der vornehmsten Stellen unter ihren Ergötzungen erhalten hat *).

Leibnitz war auch so glücklich, seinem Wohlthäter durch seine Einsichten in die Politik dienen zu können **).

Der Tod des Herzogs, welcher einige Jahre nachher erfolgte, war Leibnitzen ohne Zweifel sehr empfindlich. Er beklagte ihn in einem lateinischen Gedichte:

*) Der Herzog liebte die Experimentalphysik und Chymie. Der Phosphorus, der um diese Zeit erfunden war, beschäftigte ihn vorzüglich.

**) Die Friedensunterhandlungen zu Nimwegen gaben ihm Gelegenheit, die bekannte Schrift aufzusetzen: Caesarini Türstneri liber de Jure Suprematus et Legationis Principum Germaniae 1677.

Gedichte; denn sein Geist, der sich in den Heiligthümern tiefsinniger Wissenschaften am liebsten verweilte, pflegte gleichwohl auch die Felder der Poesie mit glücklichem Erfolge zu betreten *). Ernst August kam nun zur Regierung und war gegen Leibnitzen eben so gütig, als es sein Vorgänger gewesen war **).

Das wahre Genie eilet nie, seine Lehrlingsjahre abzukürzen. Es verlängert sie freiwillig, selbst wenn es schon Meisterstücke zu liefern fähig ist. Ein eitler Geist, wenn ihm einige schimmernde Vorzüge zu Theile werden, glaubt die Vollkommenheit selbst erreicht zu haben, oder um die Vollkommenheit unbekümmert, ist er bloß darauf bedacht, für jede kleine Probe alles mögliche Lob einzusammeln. Der gründliche Geist ist bescheiden; voll von dem großen Ideal, daß er zu realisiren wünscht, vergleicht er sich beständig mit demselben und findet es um so viel erhabener und vollkommener, um so viel unmöglicher zu erreichen, je näher er ihm gekommen ist. Aus dieser Art zu denken, hatte

*) Er hat, ausser diesem größern Stücke, auch noch einige artige Sinngedichte gemacht.

**) Er gab Leibnitzen den Charakter eines geheimen Justizraths.

hatte Leibnitz bisher, ob er gleich nicht wenig Proben seiner höhern Geschicklichkeit gegeben hatte, doch mehr dem Plato nachgeahmt, der auf seinen Reisen nur sich zu bilden suchte. Jetzt fing er an, wie der im Akademus wandelnde Weise, seine Talente zur wirklichen Bereicherung, zur Verschönerung der Wissenschaften anzuwenden.

Nie hat die Natur einen Sterblichen mit größern, mit mannigfaltigern Talenten zur Kultur der Wissenschaften ausgerüstet, als diejenigen waren, womit sie **Leibnitzen** begabt hatte:

Ein Gedächtniß, das an Umfang, an Lebhaftigkeit und an Treue vielleicht nie seines Gleichen hatte; eine Fähigkeit, die sich auf alle Arten von Wissenschaften, auf alle Arten von Geschäften erstreckte; eine Einbildungskraft, durch die er einen angesehenen Platz unter den Dichtern hätte erhalten können. Alle diese Talente waren dem schnellsten, dem schärfsten, dem richtigsten Verstande untergeordnet. Dazu kam noch ein feiner Geschmack, ein zartes Gefühl, daß nicht immer einen großen Verstand zu begleiten pflegt.

Sein scharfsinniges und erfinderisches Genie, zeigte sich zuerst in der strengen Wissenschaft, die nur wenigen den Zugang zu ihren Geheimnissen gestattet; in der **Mathematik**. Diese war, seit

den

den Zeiten der Griechen, nicht ganz vernachlässigt worden. Allein ihre Gränzen waren unerweitert, ihre verschiedenen Gebiete unverbessert geblieben. Dem 17ten Jahrhunderte, das für alle Wissenschaften so viele grosse Männer hervorbrachte, schien es auch vorbehalten zu seyn, die Mathematik durch eine Menge ausserordentlicher Genie's auf einen bis dahin noch nicht gesehenen Gipfel zu erheben. Einige von diesen, die Leibnitzens Zeitgenossen waren, die beiden Bernoulli's, der Marquis de l'Hopital, Newton und Huygens hatten eine Art von Wettstreit, den edelsten, wenn wir den Wettstreit der Tugenden ausnehmen, angefangen. Ohne Zweifel wirkt auf die Triebfedern solcher Geister nichts so nachdrücklich, als eine unschuldige Eifersucht, die durch gegenseitige Achtung gemäßigt wird. Es ist bekannt, wie rühmliche Lorbern Leibnitz erhielt. Er hatte ungefähr eben den Vortheil über seine Nebenbuhler, den Spanien nach Entdeckung der neuen Welt über andere Völker hatte. Leibnitz hatte eine neue Welt für die Geister gefunden, eine neue Wissenschaft, die in der Mathematik ungefähr eben den Nutzen hat, wie das Gold in den Geschäften der Menschen *). Unter-

*) Die Differentialrechnung.

Unternehmungen, die unmöglich schienen, werden durch sie möglich und leicht gemacht. Diese Wissenschaft war auch von Newton erfunden worden. Die Freunde des letztern suchten Leibnitzen zu beschuldigen, daß er in Newtons Spuren gegangen wäre. Allein die hierüber gewechselten Schriften erweisen diese Beschuldigung nicht, und sowohl Leibnitzens Genie, als seine edle Denkungsart nöthigen uns, ihn von allem Verdachte freizusprechen.

Die Mathematik gehöret unter die Wissenschaften, welche den Vorzug haben, daß sie nicht bloß den Talenten ihrer Verehrer Gelegenheit, sich zu zeigen geben, sondern, daß sie auch durch die Bequemlichkeiten des Lebens zu befördern dienen. In dieser Absicht war sie Leibnitzen nicht weniger lieb, als in der ersten. Er suchte mit vielem Eifer, durch ihre Hülfe einige nützliche Erfindungen vollkommen zu machen *).

Auf

*) Er beschäftigte sich sehr mit der Verbesserung der Uhren. Er suchte für die Bergwerke auf dem Harz eine Maschine zu erfinden, das Wasser aus den Gruben wegzuschaffen. Endlich ist bekannt, wie viel Zeit und Kosten er auf die Rechnenmaschine verwendet hat.

Auf Verlangen des Herzogs Ernst August fing er von neuem an, seinen Fleiß der Geschichte zu widmen. Er unternahm die weitläuftige, und mit unendlichen Schwierigkeiten verknüpfte Arbeit, die Geschichte des so alten, und in so viel Aeste getheilten braunschweigischen Hauses zu beschreiben. Dieses Haus hat einerlei Abkunft mit einigen der vornehmsten italiänischen Familien, und zu den Zeiten, da die deutschen Kaiser die Herrschaft über Italien durch die Waffen zu behaupten suchten, waren die braunschweigischen Prinzen stets mit unter die vornehmsten Personen auf dem Theater. Es war also natürlich, daß Leibnitz, als er anfing den Stoff zu seiner Geschichte zu sammeln, in Italien eine Menge wichtiger Urkunden aus jenen Zeiten zu finden glaubte. In dieser Absicht reisete er nach diesem schönen Lande. Er wendete Zeit genug zu dieser an, um alle Wunder der Kunst und der Natur, welche er hier allenthalben um sich fand, mit seiner philosophischen Aufmerksamkeit zu betrachten. Er fand auch das, was er allenthalben zu finden wünschte, Männer von Talenten, von Gelehrsamkeit und von liebenswürdigem Charakter. Das Vaterland des Virgils, des Cicero, ist nie ganz leer an solchen Männern gewesen. Und damals hatte es einen Guilielmini,

einen Magliabechi, einen Ramazzini. Leibnitz erwarb sich ihre Freundschaft. Er kehrte mit einem Schatze von Urkunden nach Deutschland zurück *).

Es ist schade, daß zu weitläuftige Entwürfe, und zu mannigfaltige Geschäfte, womit sich Leibnitz in der That zu sehr überlud, die Vollendung seiner Geschichte verhindert haben. Seinem Plane zufolge würden wir das lehrreichste Werk bekommen haben. Seine Absicht war, vornemlich die sogenannten dunkeln Zeiten in ein helleres Licht zu setzen. Unterdessen sind nicht alle Früchte seiner Bemühungen verloren gegangen. Wir haben ihnen zwei wichtige Werke zu danken, welche die Geschichte, die Sitten und die Denkungsart verschiedener Jahrhunderte zu erläutern dienen **).

Es würde zu weitläuftig seyn, alle Arbeiten anzuführen, welche Leibnitz, oft vielleicht aus einer zu weit getriebenen Gefälligkeit, stets aber aus einer natürlichen Geschäftigkeit seines Geistes unternahm. Die meisten wurden glücklich ausgeführt.

Alle

*) Er trat die Reise 1687 an, und kam 1690 zurück.

**) Scriptores Rerum Brunsvicensium und Codex Juris Gentium Diplomaticus.

Alle zeugten von der erstaunlichen Mannigfaltigkeit seiner Kenntnisse, und von der Schärfe und Richtigkeit seiner Urtheile. Bald diente er dem braunschweigischen Hause, dessen Zweige fast alle seine Gönner waren, mit seinen Einsichten in die politischen Wissenschaften *). Bald gab er den Theologen Gelegenheit, die Richtigkeit seiner Einsichten, und die Mäßigung seiner Gesinnungen zu bewundern **). Bald suchte er den Ursprung der Völker durch die Abstammung ihrer Sprachen zu erläutern; bald die ursprünglichen Kräfte zu erforschen, welche die Natur den Körpern gegeben, und die Gesetze, welche sie ihnen vorgeschrieben hat.

Seine vornehmsten Bemühungen hatten zur Absicht, die dunkeln Lehren der Metaphysik aufzuklären. Diese so schwere Wissenschaft, ist zu allen Zeiten, bei allen gebildeten Völkern, sehr geliebt und

*) Er wurde zu Rath gezogen, als das Braunschweig-Lüneburgische Haus die Churwürde erhielt; er setzte auch wegen dieser Sache einige Schriften auf.

**) Er wechselte Briefe mit Pelisson über die Toleranz, und setzte bei verschiedenen andern Gelegenheiten seine Gedanken über wichtige Punkte der Religion auf.

und eifrig getrieben worden. Dies kömmt ohne Zweifel daher: sie scheint eine Wissenschaft für höhere Geister zu seyn, sie untersucht das Wesen der Dinge, die Absichten des Schöpfers: so eine Wissenschaft muß dem natürlichen Ehrgeize der Menschen gefallen, der sie beständig und mächtig antreibt, sich über ihre Sphäre hinaus zu wagen. Und sollte man diese Kühnheit wohl tadeln können, so lange sie von Bescheidenheit begleitet wird, so lange sie uns nicht unsere wahren Vortheile vergessen läßt? Vielmehr scheint es denkenden Geschöpfen anständig zu seyn, mit der gehörigen Vorsicht und mit dem nöthigen Mißtrauen in ihre Schwäche zu versuchen, wie viel sie von diesen Geheimnissen erforschen können. Man muß auch gestehn, daß einige metaphysische Fragen bei jedem vernünftigen Menschen, der über sich und über den Zusammenhang der Dinge nachdenkt, ganz natürlich zu entstehen pflegen; und daß oft seine Ruhe gestöret wird, wenn er keine wahrscheinliche Antwort finden kann. So eine Frage ist folgende: Wenn diese Welt das Werk eines weisen und gütigen Urhebers ist, woher kömmt es, daß sie so unvollkommen ist, daß sie durch so viele Uebel verunstaltet wird? daß die Geschöpfe so vielem Elende unterworfen sind? Man hat diese Frage bei allen

Völkern aufgeworfen und zu beantworten gesucht. Die Weisen des Orients, deren Einbildungskraft so fruchtbar war, erdichteten eine Menge Fabeln, die zwar das Gemisch vom Guten und Bösen, wie es sich in der Welt befindet, lebhaft malen; die aber den Ursprung dieses Zustandes nicht so glücklich erklären. Die scharfsinnigen Griechen, welche einsahen, daß die wahre Antwort auf diese Frage nie von Menschen könne gefunden werden, begnügten sich, sie als einen Gegenstand anzusehen, an dem ein philosophischer Geist sich üben könnte.

Zu Leibnitzens Zeiten beschäftigte man sich sehr mit dieser Frage. Alle diejenigen, welche die Philosophie liebten, suchten die Schwierigkeiten entweder aufzulösen, oder als unüberwindlich vorzustellen. Bayle war unstreitig der vornehmste unter den letzten. Er wußte den Einwürfen, durch eine glänzende und verführerische Beredtsamkeit, eine neue und gefährliche Stärke zu geben. Jeder, der als Philosoph in einigem Rufe stand, hielt es für Pflicht, sich für oder wider dieses Unternehmen zu erklären. Und dadurch verursachten sie, daß auch Männer von höhern Einsichten, daß auch Leibnitz sich zu erklären genöthigt wurden. Leibnitz war ohne Zweifel eben so überzeugt wie Bayle, daß über die Absichten des Schöpfers ent=

entscheidend zu urtheilen, Verwegenheit ist: allein er aber eben so sehr von einer andern Wahrheit überzeugt, an welche Bayle sich nicht erinnert hatte, von der Wahrheit, daß wir keine andere, als die erhabensten, die würdigsten Vermuthungen von diesen Absichten des Schöpfers haben müssen. So sehr war er hiervon überzeugt, daß er bei seinen philosophischen Untersuchungen seine Ideen von der Gottheit nach keiner andern Logik geprüpft zu haben scheint. Nur die Ideen nahm er an, die ihm die Weisheit und Güte des Schöpfers in dem hellsten Lichte zeigten. Er hatte von Jugend auf diese unmöglich ganz unsichere, vielleicht die einzige wahre Methode gebraucht; und so war er auf das System gekommen, welches er jetzt von verschiedenen Personen, und selbst von einer Sophia (Churfürstinn von Hannover) aufgemuntert, den Zweifeln des Bayle entgegensetzte. Hier ist das Wesentliche dieses Systems.

Die Wesen, und die verschiedenen Systeme der Wesen oder die verschiedenen Welten, sind bloß durch den Verstand des Schöpfers möglich. Jedes dieser Systeme hat seine Vollkommenheiten; jedes seine Mängel. Es ist nicht möglich, endliche Wesen, ohne Schranken, ohne Mängel,

sich

sich zu gedenken. Eben so unmöglich ist es, sich zu gedenken, daß ein anderes, als das beste das vollkommenste dieser Systeme, den Beifall des Schöpfers, folglich die Wirklichkeit sollte erhalten haben. Eine der letzten Absichten des Schöpfers war die Glückseligkeit der zu erschaffenden Wesen: und diese Glückseligkeit kann nichts anders seyn, als die Erkenntniß der göttlichen Vollkommenheiten. Allein endliche Wesen können die göttlichen Vollkommenheiten nie ganz, nie auf einmal fassen. Der Schöpfer verordnete also, mit eben so vieler Güte als Weisheit, daß alle diese Wesen von niedrigen Stuffen, zu höhern, von dunkeln, verworrenen, schwachen Vorstellungen, zu hellern, deutlichern und richtigern steigen sollen. Jedes dieser Wesen siehet das ganze System nur aus Einem Gesichtspunkte. Dieses und die endliche Natur aller dieser Wesen veranlasset anscheinende Unvollkommenheiten. Es war nicht die Absicht des Schöpfers, daß auch nur dieser Schein in dem Systeme sich finden sollte. Allein kein System war frei davon. Und nur in diesem, daß er wählte, dienen sie, die Vollkommenheit des Ganzen in das helleste Licht zu setzen. Von allen diesen Wesen wird keines je vetilget werden, sie steigen alle, in ungleichen Entfernungen, zur Vollkommen-

kommenheit hinauf, doch werden sie dieselbe nie erreichen; die Vollkommenheit kann nur der Vorzug des Unendlichen seyn. Alle diese Wesen sind Bürger eines Staates, Unterthanen eines Monarchen, der zugleich ihr Schöpfer und ihr Vater ist.

Was man auch sonst von diesem Systeme urtheilen mag, so weiß ich nicht, ob man leugnen kann, daß die Vernunft nicht würdiger von dem Schöpfer, und von seinen Absichten mit seinen Geschöpfen denken könne. Es zeigt uns die Welt, und ihren Urheber in dem schönsten Verhältniß; es gibt die tröstlichsten Aussichten in die Zukunft. Der Tod ist aus meinem Systeme verbannt, sagte Leibnitz; und ich glaube, dieses ist ein großer Gedanke. Die Wesen sind also nicht bloß auf einige Augenblicke zum Daseyn gerufen. Nein, für die Ewigkeit hat sie ihr gütiger und weiser Vater bestimmet. Ihr Daseyn hat Perioden, aber kein Ende Jede dieser Perioden ist eine höhere Stuffe zur Glückseligkeit, zur Vollkommenheit.

Unterdessen findet man noch immer den Gedanken anstößig, daß diese Welt, ihrer innern Vorzüge wegen, von dem Schöpfer der Wirklichkeit würdig gefunden sey. Wie? sagt man, eine

Welt

Welt von lauter tugendhaften, glücklichen Wesen bewohnt, wäre die nicht besser gewesen, als diese, wo so viel Millionen Lasterhafte, durch ihr Laster, und einige Tugendhafte, ihrer Tugend ungeachtet, elend sind? Nein, sagte Leibnitz, endliche Wesen müssen das Elend, müssen das Laster durch die Erfahrung kennen lernen. Einst von beiden befreiet, wird ihre vollkommnere Tugend, ihre vollkommnere Seligkeit, durch die Erinnerung an das vorige Elend, erhöhet werden. Dieser wichtige Umstand ist es, den die Gegner dieses Systems, wenn sie es für unbegreiflich erklären, zu verbessern pflegen.

Es ist bekannt, daß die **Theodicee** dasjenige Werk ist, in welchem Leibnitz die Baylischen Zweifel geprüft, und sein eigenes System vorgetragen hat. Tiefsinn, Gelehrsamkeit und Geschmack haben sich zur Vollkommenheit dieses Werks vereinigt. "**Die Theodicee allein ist,**" nach dem Urtheile eines Kenners *), **hinreichend,**
„uns von dem Genie dieses großen Mannes
„eine Idee zu machen; eine erstaunliche Be-
„lesenheit, merkwürdige Anekdoten von Bü-
„chern und Personen, viel Billigkeit, ja

„Nei-

*) Fontenelle.

„Neigung für die Verfasser, die er anführt, „selbst wenn er sie niederlegen will; erha„bene Ideen, helle Einsichten in die wich„tigsten Wahrheiten; eine Art zu schliessen, „die allenthalben einen geometrischen Geist „verräth, und ein Stil, der voller Stärke, „und demungeachtet nicht ohne den Schmuck „einer glücklichen Einbildungskraft ist.

Eine andere Frage in der Metaphysik betrift das Wesen unsers Körpers oder der Materie überhaupt. Sehr nahe ist mit ihr eine dritte Frage verwandt, welche die Art betrift, wie unsere Körper und unsere Seele in einander wirken. Hier ist es, wo sich Leibnitz von der gewöhnlichen Meinung so sehr entfernte, wo er eine so paradoxe Hypothese erdachte, und mit so vielem Scheine von Gründlichkeit zu behaupten wußte.

Es ist sonderbar; Leibnitz behauptete, man müsse sich von der Einbildungskraft nicht verführen lassen, sondern die Aussprüche der strengen Vernunft zu Rathe ziehen, um von der Falschheit der gewöhnlichen, und von der Wahrheit seiner Meinung überzeugt zu werden: und die Gegner dieser Meinung erklären sie für nichts anders, als eine Geburt der Einbildungskraft. So viel ist gewiß, daß sie ohne Einbildungskraft nicht hätte

 können

können erfunden, und ohne den feinsten Scharfsinn nicht so wahrscheinlich vorgetragen und so glücklich vertheidigt werden. Leibnitz tröstete sich vielleicht, wenn ihm das Paradoxe seiner Meinung vorgeworfen wurde, mit dem Gedanken, daß auch das wahre Weltsystem anfangs für paradox gehalten worden. Allein dieses widerspricht bloß den äussern Sinnen; die Leibnitzische Hypothese scheint dem innerlichen Gefühle zu widersprechen. Unterdessen ist sie eine Hypothese, die ihrem Erfinder wenigstens eben so rühmlich ist, als es die Hypothesen über die Ursachen der magnetischen Kraft, und die über die elektrische Materie den ihrigen sind. Sie ist ein wohl zusammenhängendes und schimmerndes Ganze, an welchem man überall die große Kunst, die schlaue Vorsicht und die reiche Erfindungskraft des Urhebers bewundern muß. Man weiß, daß Bayle, der alle Systeme erschütterte, auch dieses System bestritten hat: man weiß nicht weniger, daß Leibnitz es mit vielem Schein wider diesen Gegner zu vertheidigen wußte *).

Durch

*) In einer seiner philosophischen Schriften entwickelte Leibnitz gelegentlich ein Axiom, dessen sich der mensch-

Durch so mannigfaltige, durch so wichtige Arbeiten diente Leibnitz den Wissenschaften, als Genie, und als Schriftsteller. Allein wie wenig kennt man ihn, wenn man ihn bloß von dieser Seite kennt. Er war ihnen auch durch andere Eigenschaften nützlich; durch die liebenswürdigen Eigenschaften seines Herzens. Er war, nach dem einstimmigen Zeugnisse seiner Zeitgenossen, der eifrigste und thätigste Freund aller Gelehrten. Er

war

menschliche Verstand bei seinen Urtheilen häufig zu bedienen pflegt. Es ist der Satz: Nichts ist ohne hinreichenden Grund. An der Wahrheit dieses Satzes zweifelt niemand; allein man sagt, er diene weder zur Erfindung, noch zu Bestätigung neuer Wahrheiten. Freilich wird niemand bloß durch diesen Satz etwas neues entdecken, und es ist eckelhaft, beständig auf ihn sich zu berufen. Allein Leibnitzen kann man weder den einen, noch den andern Fehler Schuld geben. Er glaubte, es sey gut, und sehr nöthig, die allgemein zugestandnen und ihre Ueberzeugung mit sich führenden Grundsätze in richtige und bestimmte Worte einzukleiden. Er hatte ohne Zweifel Recht: die Deutlichkeit der Erkenntniß, ihre Gewißheit, mit einem Worte, die Einsicht in den Zusammenhang der Wahrheiten, wird dadurch befördert.

war nicht bloß das Orakel, er war der Vater geschickter Jünglinge; er kannte kein größeres Vergnügen, als junge Genie's, welche das Glück verfolgte, in Umstände zu versetzen, wo sie ihre Bestimmung erfüllen, und die Annehmlichkeiten der Wissenschaften geniessen konnten. Weit entfernt, diejenigen, die einerlei Laufbahn mit ihm betraten, als seine Nebenbuhler anzusehen, betrachtete er sie vielmehr als Werkzeuge der Vorsehung, mit ihm zu einerlei Absicht bestimmt; das menschliche Geschlecht zu unterrichten. Die Idee von einem allgemeinen Zusammenhange der Wesen, von der Vollkommenheit des Ganzen, die durch die Vollkommenheit eines jeden Gliedes befördert wird, war für ihn nicht bloß eine metaphysische Idee: sie drang bis in sein Herz, sie bemeisterte sich seiner Neigungen. Nie vielleicht hat jemand die große Wahrheit stärker empfunden, daß das größte Interesse eines jeden in der Besorgung des allgemeinen Interesse bestehet, und daß wir nie glücklicher sind als wenn wir uns ein Vergnügen daraus zu machen wissen die wahren Vortheile der Menschen zu befördern *).

Mit

*) On trouve qu'il n'y a point de plus grand interet

Mit so grossen Verdiensten und mit einem so vortrefflichen Charakter konnte Leibnitz nichts anders, als eine allgemeine Achtung, eine allgemeine Liebe geniessen. Die Akademie der Wissenschaften zu Paris gab ihm davon einen schmeichelhaften Beweis. Bisher hatte sie noch keine Mitglieder aus andern Nationen annehmen dürfen. In eben dem Jahre, da sie das Recht dazu erhielt, war Leibnitz einer der ersten, welchem sie diese Ehre erwies *). Er selbst hatte in dem folgenden Jahre das Glück, durch die Stiftung einer neuen Akademie, um die Wissenschaften und um das Vaterland sich verdient zu machen **).

Die Königinn, Sophia Charlotte, hatte den größten Antheil an dieser Stiftung. Selbst mit den ausserordentlichen Talenten begabt, war sie um

teret particulier que d'epouser celui du general, et on se satisfait à soimeme en se plaisant à procurer les vrais avantages des hommes. Theodicée, Préface.

*) 1699.

**) Die königliche Akademie zu Berlin. 1700. Sie machte aber erst 1710. den Anfang, Schriften herauszugeben.

um so viel fähiger, die Größe eines Leibnitz zu erkennen, und seinen Vorschlägen zur Aufnahme der Wissenschaften Gehör zu geben. Leibnitz, der eben so sehr verdiente, eine Sophia Charlotte zur Schülerinn zu haben, als es Longin und Cartesius verdient hatten, eine Zenobia, eine Christina zu unterrichten, bediente sich mit der größten Wachsamkeit eines jeden Umstandes, der den Wissenschaften günstig war. Er wurde Vorsteher dieser Akademie, und die Schriften, die sie herauszugeben anfing, enthalten verschiedene von seinen Aufsätzen. Allein, kaum waren einige Jahre verflossen, so hatte er den Schmerz, zu sehen, daß diesem glänzenden Anfange kein glücklicher Fortgang beschieden war. Sophia Charlotte starb zu früh für die Wissenschaften; auch Friedrich I. starb bald, und sein Nachfolger war zu sehr Liebling des Mars, um ein Verehrer des Apollo zu seyn. Vergebens suchte Leibnitz, den Wissenschaften die Vortheile, die sie in Berlin verloren hatten, in Dresden zu erneuern. Der Krieg, welcher damals Sachsen verwüstete, verhinderte es.

Seine Hoffnungen wurden erneuert, als sich Peter der Große mit ihm unterredete, der sich bemühete, in dem weitläuftigsten Reiche auf der Erde, Wissenschaften und Künste einzuführen.

Doch

Doch der große Geist des Kaisers ward damals durch die Umstände genöthiget, seine wohlthätigeren Absichten kriegerischen Bemühungen nachzusetzen *). Zu Wien, wohin Leibnitz sich bald nachher verfügte, hatte er das Glück, sich die Achtung des Prinzens Eugen zu erwerben, dieses Helden, den im Felde des Schrecken und der Sieg begleiteten, und der in seinem Pallaste von den sanften Musen umgeben war. Die Vorschläge, welche Leibnitz für die Wissenschaften that, wurden mit dem größten Beifalle aufgenommen. Allein die Pest und der Krieg in den kaiserlichen Ländern machten die Ausführung unmöglich. Die Vortheile, welche Leibnitz für seine Person von diesen Reisen erhielt, konnten ihn für seine fehlgeschlagne edlere Absichten nicht schadlos halten. Er kehrete nach Hannover zurück. Georg I. war unterdessen, als Nachfolger der Königinn Anna, nach England gegangen **).

Bls-

*) Die Unterredung geschah zu Torgau 1711. Der Czaar gab ihm den Charakter eines geheimen Justizraths, und eine Pension von 1000 Rubeln.

**) Er that diese Reise nach Wien 1713. Er bekam eine Pension von 2000 Gulden. Der Kaiser hatte ihn schon 1711 zum Hofrath ernannt.

Bisher war Leibnitz ohne Zweifel eine glänzende und angenehme Bahn gegangen. Jetzt endlich, da zu gleicher Zeit das Alter, und die mit dem Alter kommenden Krankheiten, und das Mißlingen verschiedener großer Entwürfe seine Standhaftigkeit auf die Probe setzten, zog sich ein Wetter wider ihn zusammen, das ihm mit den grausamsten Schlägen drohete. Denn was kann einem Gelehrten und einem rechtschaffenen Manne empfindlicheres begegnen, als wenn seine Ehre angegriffen wird! Man begnügete sich nicht, Leibnitzen diejenige Erfindung abzusprechen, durch welche er sich das größte Verdienst um die Wissenschaften erworben, und die zuverlässigste Probe eines ausserordentlichen Genies gegeben hatte; man ging weiter: man beschuldigte ihn, sich schlauer Weise die Erfindung eines andern angemaßet zu haben. Es ist nicht mehr nöthig, ihn zu vertheidigen. Man hat ihm längst Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ein neuer Streit zwischen ihm und Clarke war für die Wissenschaften interessanter: er betraf einige wichtige Punkte der Metaphysik. Die Königinn Karoline, damals noch Prinzessinn von Wallis, diese vortreffliche Dame, hatte den Streit veranlaßt, und die Schriften, welche

die

die beiden Philosophen mit einander wechselten, gingen durch ihre Hände.

Diese Streitigkeiten indessen waren ohne Zweifel, was Leibnitzen abhielt, verschiedene wichtige Entwürfe auszuführen, die zum Theil ein so eigenes Genie zu erfordern scheinen, daß man nicht hoffen darf, sie eher erfüllt zu sehen, als bis ein zweiter Leibnitz für sie geboren wird. Denn wer sonst wird es wagen, für die unendliche und stets anwachsende Menge so mannigfaltiger Begriffe, welche das Gebiet der menschlichen Kenntnisse ausmachen, Zeichen zu erfinden, die eben so leicht, wie die Ziffern, zu behalten und zu verbinden wären? Leibnitzen, dessen Erfindungskraft unerschöpflich und dessen Standhaftigkeit durch nichts zu ermüden war, hätte dieses Vorhaben gelingen müssen, wenn es je dem menschlichen Verstande gelingen kann.

Schon war er dem Ende seiner Laufbahn näher gekommen. Wenn er jetzt zurück sah, so empfand er ohne Zweifel diejenige Zufriedenheit, welche die Vorbotinn einer seligen Zukunft ist. Keine Periode seines Lebens, die nicht durch gemeinnützige Arbeiten bezeichnet war. Die bessere Denkungsart, welche anfing sich über seine Nation auszubreiten, hatte er Ursache, als eine Frucht

seiner

seiner Bemühungen anzusehen. Sie war zwar die völlig aufgeklärte, die völlig gebildete Nation noch nicht, die er so sehnlich in ihr zu sehen wünschte. Allein die Großen hatten doch wenigstens die Vortheile der Wissenschaften kennen gelernet; hatten Anstalten besorgt, sich und ihren Völkern den Genuß derselben zu verschaffen: die Einrichtungen auf den Universitäten hatten angefangen sich zu verbessern; die jungen Genies studirten seine Schriften, und sein Exempel; sie wurden bekannt mit der wahren Gelehrsamkeit: Wolf hatte schon gezeigt, daß er geboren war, nicht bloß Leibnitzens Unternehmungen auszuführen, sondern gewissermaßen noch mehr als Leibnitz zu unternehmen, und dieser, weit entfernt von der elenden Eifersucht, die ein junges Genie abzuschrecken, oder es gar zu unterdrücken sucht, hatte vielmehr Wolfen, durch die zärtlichste Freundschaft aufgemuntert. Bei dem Bewußtseyn eines so schönen Lebens, und bei der Ueberzeugung, daß der Urheber unsrer Schicksale auch bei dieser großen Veränderung unser Bestes zum Ziele hat, kann man dem Tode frey entgegensehen. Heiterkeit und Stärke des Geistes waren ausserdem die Hauptzüge in Leibnitzens Charakter.

Um

Um in wenigen Worten alles zu sagen, was über Leibnitz zur richtigen Beurtheilung seiner Größe gesagt werden kann, führe ich die Worte zweier großen Gelehrten an.

Iselin sagt (in der Gesch. der Menschh. 28stes Hauptstück) mit Recht: "Leibnitz war ein großer „und seltner Geist, der mit Baco's fast unbe„gränzten Aussichten, mit Descartes Scharfsinn „und mit Plato's Erhabenheit eine glückliche und „regelmäßige Einbildungskraft vereinigte. Dieser „bewundernswürdige Mann umfaßte alle mög„liche Erkenntnisse, und es sind wenige, zu deren „Erweiterung oder Verbesserung er nicht beige„tragen hat."

Und Rehberg (Hannöv. Mag. 1787. 95stes Stück): "Das an großen Männern in den Wis„senschaften reiche Deutschland hat Niemanden „hervorgebracht, den es Leibnitzen an die Seite „setzen dürfte. Es ist Entweihung seines großen „Namens, zu ihm geringere zu gesellen. Es ha„ben seine Zeitgenossen Bernoulli, Euler, Lam„bert und Kästner in der Mathematik, Kant „in der Philosophie, Haller in der Kenntniß der „Natur, Heyne in der Alterthumskunde, Lessing

„und

„und Herder in mehreren Wissenschaften, den„selben Geist eigner Untersuchung, auf selbst er„fundnen Wegen, bewiesen. Aber was die ersten „unter den Gelehrten unsrer Nation, einzeln be„arbeiten, das umfaßte und beherrschte sein königli„cher Geist."

Durch die patriotische Bemühung einer Gesellschaft von edlen Männern in Hannover (wo unser Leibnitz 1716, im 70sten Jahre seines Alters starb) ist den langen Klagen, daß diesem großen Manne noch kein würdiges Denkmal errichtet worden, im Jahre 1789 abgeholfen worden; da seine Büste in weissem Marmor auf einem der schönsten Plätze in Hannover, aufgestellet wurde.

Franz Rabelais.

Ein Biograph des sonderbaren Mannes, von dessen Leben und Schriften dieser Aufsatz Nachricht gibt, hätte ein weites Feld vor sich, nach Art mancher Schriftsteller, sich in der Kunst eines historischen Rabulisten zu üben, und durch scheinbare Herstellung eines übel berüchtigten Namens seine biographischen Vorgänger in den Verdacht absichtlicher Verleumder zu setzen. Hierzu hat aber der Verfasser der gegenwärtigen Nachrichten weder die Fähigkeiten noch den Willen. Von Vorliebe und Abneigung gleich weit entfernt, hält er sich bloß an die Pflichten eines Geschichtschreibers, der allein die Wahrheit zur Absicht haben muß, und in dieser Voraussetzung kann er es zwar nicht in Abrede stellen, daß Rabelais als Schriftsteller einen hellen Kopf mit einer reichen Fantasie und einem unerschöpflichen Witze verband, und für die Zeit, in welcher er schrieb, in den älteren und neueren Sprachen, in der Dicht-

kunst,

kunst, Weltweisheit, Sternkunde, Rechtsgelehrsamkeit und Arzeneywissenschaft zugleich, in der That nicht gemeine Kenntnisse besaß, und daß seine Schriften, selbst von Seiten der Sittlichkeit betrachtet, einiger Maßen einer Entschuldigung fähig sind, wenn man auf sein Zeitalter Rücksicht nimmt, und ihm den nicht schlechterdings unwahrscheinlichen Endzweck beimißt, durch getreue Nachahmung der mit pedantischem Aberwitz vergesellschafteten schamlosen Unsittlichkeit, wodurch die Mönche seiner Zeit, wider die er seine satyrische Geißel hauptsächlich erhob, in so hohem Grade sich auszeichneten, ein abschreckendes Gemälde für Zeitgenossen und Nachkömmen aufzustellen. Immer aber wird es schwer halten, den Verfasser Pantagruels ganz von dem Vorwurfe freyzusprechen, daß er selbst von der Pedanterey und Unsittlichkeit der damaligen Klostergeistlichkeit, worunter er seine frühere Jugendzeit verlebte, nicht wenig angesteckt war. Dieses beweisen ausser dem größten Theile seiner eigenen Schriften die vielen thörigten Streiche und niedrigen Schwänke, die man auf seine Kosten verbreitet hat, und die, wenn sie auch nur zum Theile wahr sind, ihn immer als einen durch Gewohnheit privilegirten Possenreisser charakterisiren, der alle Achtung und

An-

Anständigkeit auf die Seite setzt, und eine pöbelhafte Erziehung verräth. Von vielen werden freilich alle die Anekdoten, wodurch Rabelais bei gebildeteren Menschen an Achtung verliert, geradezu für ungegründete Mährchen erklärt. Allein die allgemeine Stimme des Volks, die zwar oft übertreibt, aber selten ganz grundlos ist, hat ihm unter seinen Zeitverwandten und bei der Nachwelt so einmüthig den Ruf eines erklärten Lustigmachers beigemessen, daß diese Volkssage, verglichen mit den Lebensumständen und den Werken dieses Schriftstellers, wenn man auch sein Andenken von den gar zu niedrigen Schwänken, die das Gerücht auf seine Rechnung setzt, reinigen will, doch immer in der Hauptsache ein geltenderes Zeugniß ist, als alle erklügelten Schutzreden seiner neuern Vertheidiger.

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen, die aber keinesweges dazu bestimmt sind, dem Urtheile des Lesers über den Charakter des Gegenstandes dieser biographischen Skizze Schranken zu setzen, ist es nun Zeit, von den Lebensumständen und den Schriften eines Mannes, dessen komisch-satyrischer Witz, ungeachtet der allenthalben sichtbaren Spuren von Geschmacklosigkeit und Sittenverderbniß, doch immer in mancher Rücksicht auf sein Zeitalter

ter einen sehr wirksamen Einfluß hatte, eine nähere Uebersicht zu geben.

Franz Rabelais wurde zu Chinon in der Provinz Touraine geboren. Die glaubwürdigsten Nachrichten machen das Jahr 1483 zu seinem Geburtsjahre. Ob sein Vater ein Gastwirth, oder, wie einige behaupten, ein Apotheker war, läßt sich nicht zuverlässig bestimmen. Eben so ungewiß ist es, wo er eigentlich seine Studien begann und vollendete. Alles, was man hiervon weiß, ist, daß er wenigstens einen Theil seiner Studierjahre zugleich mit dem nachmaligen Bischof von Paris und Kardinal, dann, als Staatsmann und Gelehrten berühmten, Johann Bellai, in Antwerpen zubrachte.

Als er sich in den zu seinem künftigen Berufe erforderlichen Wissenschaften hinlänglich geübt hatte, trat er zu Fontenai-le-Comte in Nieder-Poitou in den Orden der Franciscaner. Hier widmete er sich mit sehr gutem Erfolge dem Predigtamte: und da es in dem Kloster an Büchern, die seiner Wißbegierde Nahrung geben konnten, gebrach, so verwandte er den Ertrag seiner Predigten auf Anschaffung einer kleinen Büchersammlung. Die nähere Bekanntschaft mit Schriften besserer Art ließ ihn gar bald das Bedürfniß füh-

len,

len, seine Kenntnisse weiter, als über sein eigentliches Berufsfach, auszudehnen. Er lag nun während seines einsamen Klosterlebens auch den profanen Wissenschaften jeder Gattung mit einer so eifrigen Verwendung ob, daß er, mit Hülfe seiner lebhaften Einbildungskraft und seines glücklichen Gedächtnisses, sich in kurzer Zeit in den Ruf eines der vorzüglichsten Köpfe setzte. Unter andern brachte er es in den gelehrten Sprachen zu einer solchen Fertigkeit, daß er mit dem bekannten Wilhelm Bude, den Erasmus das Wunder Frankreichs zu nennen pflegte, einen Briefwechsel in griechischer Sprache führte.

Mitten unter diesen ernsten Beschäftigungen konnte er doch seiner Neigung zu lustigen Schwänken, die ihn von seiner frühesten Jugend an bis in das späteste Alter nicht verließ, nicht so sehr Meister werden, daß sie ihm nicht einen Streich spielte, der sehr bedenkliche Folgen für ihn hatte, und auch in der That, wenn man seinen Stand und sein Amt in Erwägung zieht, keiner Rechtfertigung Raum giebt. Er ließ sich nämlich, wie der französische Herausgeber seiner auserlesenen Schriften die Sache erzählt, einst durch seine ihm angeborne Munterkeit verleiten, sich, als das Volk bei Gelegenheit einer Jahrmarktsfeyer auf dem

Marktplatze zu Fontenai-le-Comte sich mit Tanzen ergötzte, unter diese aufgeweckte Gesellschaft zu mengen, und brachte es nach und nach durch Zuspruch und eigenes Beispiel dahin, daß er den größten Theil der Tänzer und Geiger bezechte. Im Taumel der Trunkenheit, der er, wie man aus so vielen Stellen seiner Werke mit Grunde nicht verkennen kann, nach Art der damaligen Mönchsgeistlichkeit nur zu sehr ergeben war, bemächtigte er sich zuletzt aus zügellosem Muthwillen der Geigen, und eilte damit, von der ganzen Schaar lockerer Gesellen begleitet, als ihr Anführer nach seinem Kloster, um diese sonderbaren Trophäen am Hochaltar aufzuhängen. Man kann sich leicht vorstellen, daß seine geistlichen Mitbrüder, denen er ohnehin seiner entschiedenen Talente und seines ausgebreiteten Rufes wegen ein Gegenstand der Mißgunst war, diesen Anlaß nicht unbenutzt liessen, unter dem Scheine einer wohlverdienten Bestrafung eines so ungeheuren öffentlichen Aergernisses zugleich ihrer geheimen Rachsucht Genüge zu leisten.

Einige der erklärtesten Vertheidiger unseres Rabelais halten diesen Vorfall geradezu für erdichtet. Allein nicht zu gedenken, daß er durch so viele ältere Zeugnisse bestätiget ist, und mit ande-

anderen Zügen aus dem Leben dieses sonderbaren Mannes nichts weniger als im Widerspruche steht, so läßt sich auch nicht läugnen, daß Rabelais wirklich in ein strenges Klostergefängniß gesetzt wurde. Er mag sich also dieses Schicksal durch den angeführten muthwilligen Frevel oder durch eine Unbesonnenheit anderer Art zugezogen haben, so bleibt es doch immer gewiß, daß er einige Jahre hindurch seiner Freiheit beraubt war, und daß die Fürsprache der angesehensten Personen, die er sich theils durch seine Predigten und übrigen Talente, theils durch seine Laune und Munterkeit zu Gönnern gemacht hatte, unwirksam blieb, bis er endlich, man weiß nicht auf welche Art, aus seiner Verwahrung zu entkommen Mittel fand.

Die mächtigen Beschützer, die er sich erworben hatte, boten nun seinem Verlangen, dem Kloster und Orden, worinn er eine so empfindliche Kränkung erlitten hatte, ganz zu entsagen, auf alle mögliche Art die Hand; und Pabst Clemens VII. ertheilte ihm, durch die anhaltenden und dringenden Vorwendungen wichtiger Fürbitter bewogen, die Erlaubniß, sich in den Benedictinerorden zu begeben. In diesem weit minder strengen Orden brachte Rabelais zu Maillezais in Poitou unter wissenschaftlichen Beschäftigungen mancher

Art, mehrere Jahre ruhig zu. Da ihm aber sein natürlicher und mit der Erweiterung seiner Kenntnisse nur immer stärker gewordener Hang für ein fesselfreyes Leben im Grunde jeden noch so gemilderten Zwang verhaßt machte, so verließ er, aller klösterlichen Einschränkungen ein für allemal überdrüssig, in der Folge den Mönchsstand gänzlich, ohne daß er es für gut fand, sich vorher um eine in solchen Fällen immer sehr schwer zu erhaltende bischöfliche oder päbstliche Bewilligung seines Austritts zu bewerben.

Frey von lästigen Gelübden begab er sich nunmehr nach Montpellier, wo er in der Absicht, sich einem weltlichen Berufe zu widmen, die Arzeneykunde studirte, und endlich den Doctorhut erhielt. Die Herausgabe einer lateinischen Uebersetzung verschiedener Werke des Hippokrates und Galenus, und seine übrigen Verdienste, verschaften ihm daselbst, im Jahre 1531, ein medicinisches Lehramt, und als der Kanzler Duprat bald darauf die Vorrechte eines zu der dasigen Universität gehörigen Collegiums durch einen Parlamentsschluß für aufgehoben erklären ließ, erhielt Rabelais das wichtige Geschäft, als Abgeordneter der Universität diesem Minister dagegen Vorstellungen zu machen, und zwar auch so glücklich, den Widerruf dieses

Par-

Parlamentsschlusses zu erwirken. Dem allgemeinen Gerüchte nach soll er sich bei dieser Gelegenheit eines sonderbaren Mittels, um bei dem Kanzler Zutritt zu erhalten, bedient haben. Er sprach nämlich den Schweizer, der die Wache hatte, anfangs in lateinischer Sprache an. Als dieser Jemanden herbeirief, der des Lateins kundig war, sprach Rabelais Griechisch, und als man ihm auch in dieser Sprache seinen Mann stellte, redete er diesen Hebräisch an. Durch eine so possierliche Art, seine Gelehrsamkeit zu zeigen, soll er den Minister auf sich aufmerksam gemacht, und sich die Gelegenheit verschaft haben, der Universität zu Montpellier wieder zu ihrem Rechte zu verhelfen.

Es ist nicht wohl zu läugnen, daß diese Anekdote so ziemlich einem Mährchen ähnlich sieht. Da sie aber mehrere Gewährsmänner für sich hat, und mit dem Geschmacke des noch ungebildeten sechzehnten Jahrhunderts eben so sehr, als mit der bekannten Uebung, die sich Rabelais in Schwänken und Eulenspiegelstreichen erworben hatte, vollkommen übereinstimmt; so läßt sie sich doch auch als ganz ungegründet um so minder verwerfen, je mehr man sich aus jüngern Erfahrungen überzeugen kann, wie sehr man in den ältern geschmacklosen Zeiten an so abentheuerlichen

Possen

Possen Gefallen fand, was sich gewisse bei Großen und Geringen beliebte Lustigmacher, wie z. B. ein Abraham von St. Clara, für Kühnheiten erlauben durften, und wie oft solche Lieblings-Schalksnarren mit ihrer Unverschämtheit Ehre und Beifall mit dem Endzwecke, den sie dadurch zu erreichen suchten, zu gleicher Zeit erlangten. Was es aber auch immer mit dieser Anekdote für eine Bewandniß haben mag, so bleibt es doch eine ausgemachte Sache, daß Rabelais auf irgend eine Art der Facultät zu Montpellier sehr wesentliche Dienste geleistet haben muß; denn es kommen alle Nachrichten darinn überein, daß er bei seinen dasigen Amtscollegen in einem nicht gemeinen Ansehen stand, und die dortige Universität ehrte sein Andenken noch in den neuesten Zeiten durch den Gebrauch, die jungen Aerzte, wenn sie den Doctorhut empfangen, während der Feyerlichkeit mit dem Doctorgewande, das einst Rabelais trug, zu bekleiden.

Ob Rabelais seines unstäten Geistes, oder einer Aussicht zur Verbesserung seiner Glücksumstände, oder einer andern Ursache halber Montpellier, wo er so viel Achtung und Liebe genoß, verließ, ist nicht bekannt. Man weiß nur, daß er zu Ende des Jahrs 1532 sich nach Lyon verfügte,

fügte, und daselbst eine kurze Zeit hindurch als Arzt des dasigen Hospitals die Arzeneykunde ausübte, sodann aber als Lehrer dieser Wissenschaften nach Angers berufen wurde, wo er ebenfalls nicht lange verweilte, weil sich bald nach seiner Ankunft die Pest in dieser Stadt äusserte. Bei einer allgemeinen Seuche, wo man der Hülfe eines Arzeneyverständigen so wesentlich bedarf, wäre es freylich den Pflichten eines Arztes angemessen gewesen, die Gefahr der Ansteckung nicht zu scheuen. Allein Rabelais mag eines Theils vermöge der, Leuten seiner Denkungsart eigenthümlichen, Philosophie wenig Lust, einer traurigen Amtspflicht zu Liebe, sich dem Verluste eines fröhlichen Lebens auszusetzen, und andererseits vielleicht schon Hoffnung gehabt haben, den mit einer lockeren Lebensart unvereinbarlichen Beruf eines Arztes mit einem gemächlicheren Stande zu vertauschen.

Diese erwünschte Gelegenheit bot sich ihm auch wirklich kurz darauf an. Sein ehemaliger Schulgespiele, **Johann Bellai**, der inzwischen Bischof zu Paris geworden war, und mit Vorwissen des Königs von Frankreich als Mittler zwischen dem Pabste und dem Könige von England Heinrich VIII. in der bekannten Ehescheidungsangelegenheit dieses letzteren im Jahre 1534 nach

Rom ging, that ihm den Antrag, als sein Leibarzt die Reise nach Italien mit ihm zu unternehmen. Rabelais bedachte sich nicht lange, seinem Gönner und Freunde in ein Land zu folgen, das damals der Sitz der Wissenschaften und Künste, der Sammelplatz aller Ueppigkeiten und der Vereinigungspunkt der wichtigsten politischen und kirchlichen Verhandlungen Europens war, und wo er also seine Wißbegier und seinen Hang zum Vergnügen zugleich, befriedigen zu können hoffen durfte.

Die auf uns gekommenen Briefe, die er während seines Aufenthalts zu Rom an seinen Beschützer und Wohlthäter, Gottfried von Estissac, Bischof zu Maillezais, schrieb, und die zwar zur Erläuterung der damaligen politischen Zeitgeschichte dienen können, ausserdem aber von geringer Erheblichkeit sind, beweisen, daß er seine Anwesenheit in der Hauptstadt der Christenheit zu seinem künftigen Vortheile zu benutzen wußte. Der glückliche Gebrauch, den er von seinen ausgebreiteten wissenschaftlichen Kenntnissen, und von seinen, wenn auch nicht immer witzigen, doch stets aufgeweckten abentheuerlichen Einfällen bei jedem günstigen Anlasse machte, zog ihm nach und nach die Gunst des Pabstes Paul III, und verschiedener Kardinäle

nâle in einem Grade zu, der ihm nebst der Zuversicht auf die Vermittlung seiner vielen und mächtigen Fürsprecher, den Muth gab, seiner eigenmächtigen Abschüttlung des Klosterjoches Erwähnung zu thun. Das günstige Vorurtheil, das er an dem päbstlichen Hofe durch die Eigenschaften eines munteren Gesellschafters für sich erworben hatte, siegte gar bald über die steifen Bedenklichkeiten des kanonischen Rechts, und er erhielt eine vollkommene Lossprechung von der zeitlichen und ewigen Bestrafung seiner Abtrünnigkeit von dem Mönchsstande, und endlich auch sogar die Verleihung eines Kanonikats in dem, 3 Meilen von Paris an der Marne gelegenen, dem Bischofe von Paris zuständigen, Flecken St. Maur-des-Fosse's, wo man gerade zu der Zeit, nämlich im Jahre 1536, eine Benedictinerabtey in ein Domkapitel umstaltete.

Mit dem freudigen Bewußtseyn, seine Absichten über alle Erwartung erreicht zu haben, eilte nun Rabelais von Rom nach Frankreich zurück, um sich in den Besitz seiner neu erhaltenen Pfründe zu setzen. Von diesem Zeitpunkte an, hat man von der Art, wie er sich auf seinem nunmehrigen Standpunkte benahm, keine eigentlichen Spuren. Vermuthlich widmete er die be-

hagliche Musse, welche ihm sein Amt gewährte, seiner Lieblingsneigung, sich im ungestörten Genusse der feineren und gröberen Freuden der menschlichen Gesellschaft, gütlich zu thun, und mitunter der Ausarbeitung seines Gargantua und Pantagruel, wozu er sich, während der mannigfaltigen Verhältnisse seines Lebens, reichlichen Stoff gesammelt hatte.

Im Jahre 1545 wurde er, nachdem er bisher, durch seine eigene und die Laune des Schicksals wechselsweise in günstige und ungünstige Lagen versetzt, anfangs Franciscaner und Prediger, dann Benedictiner, in der Folge öffentlicher Lehrer der Arzeneykunst und wirklicher ausübender Arzt, am Ende aber Kanonikus gewesen war, zuletzt auch Seelsorger, und erlangte das einträgliche Pfarramt in dem, 2 Meilen von Paris befindlichen, Flecken Meudon. Hier war er zugleich der geistliche und leibliche Arzt seiner Gemeinde, fuhr nach alter Gewohnheit fort, den größten Theil seiner Stunden mit sorgenfreyem Gemüthe den Ergötzungen und der Unterhaltung munterer Gäste, die an seinen Schwänken Gefallen fanden, zu weihen, wozu ihm die Nachbarschaft der Residenzstadt die erwünschteste Gelegenheit anbot, und starb endlich, als ihm eben die ansehnliche Pfarre zum

heili-

heiligen Paul in Paris zu Theil werden sollte, in eben dieser Stadt, im Jahre 1553, als ein fast siebenzigjähriger Mann, mit derjenigen heitern, oder, eigentlicher zu sagen, leichtsinnigen Gemüthsstimmung, von welcher er durch so viele Züge seines unstäten Lebens, durch die, wenn es anders wahr ist, kurz vor seinem Ende geäusserten Worte: „Ich suche ein großes Vielleicht auf,“ und durch den Innhalt seiner hinterlassenen Werke, die unverkennbarsten Beweise gegeben hat.

Die meisten Possen und Schwänke, wodurch sich Rabelais den, zu einer Zeit, wo der Geschmack noch ungeläutert war, allgemein beliebten und selbst von der öffentlichen Achtung begleiteten, Ruf eines erklärten Lustigmachers erwarb, sind für unser bis zur Uebertreibung verfeinertes Zeitalter, theils so eckelhaft unsittlich, daß sie, obschon die Aechtheit, wenigstens eines großen Theils derselben, in der Hauptsache, ohne allen historischen Glauben zu entsagen, nicht geradezu widersprochen werden kann, in diesem kurzen biographischen Versuche entweder, als des Anführens unwerth, oder aus Wohlstand, mit Stillschweigen übergangen worden sind. Das witzigste und wiewohl nicht sehr erbauliche, aber doch wenigstens weder pöbelhafte noch schmutzige Beispiel seiner lustigen Schwänke

ist, (nebst dem lakonischen Testamente, welches man ihm zuschreibt, und das in folgenden wenigen Worten besteht: "Ich habe kein Vermögen, bin viel schuldig, und hinterlasse den Ueberrest den Armen") der so berüchtigte Mißbrauch einer Stelle aus der Bibel. Rabelais soll nämlich auf seinem Todtbette eine, unter dem Namen Domino bekannte, Art von Maskenkleidung verlangt, und sich, als man ihn um die Ursache dieses sonderbaren Verlangens befragte, auf den Schrifttext: "Beati, qui in *Domino* moriuntur!" berufen haben.

Diese aus den vorhandenen bewährtesten Nachrichten zusammengedrängte Darstellung der Lebensumstände eines in seiner Gattung immer merkwürdig bleibenden Mannes, bei deren Bearbeitung man zwischen der treuherzigen Leichtgläubigkeit der frühern und der vornehm thuenden Willkährlichkeit einiger neueren historischen Schriftsteller, das Mittel zu halten gesucht hat, wird den Leser in den Stand setzen, über den Charakter und die Denkungs- und Handlungsart des bald zu sehr gepriesenen und bald zu tief herabgewürdigten Rabelais, ein der Wahrheit sich näherndes Urtheil zu fällen. Nun ist noch übrig, von denjenigen seiner Schriften, durch welche er einst

so

so großes Aufsehen erregt hat, Rechenschaft zu geben.

Unstreitig ist es, daß wenige Schriftsteller sich auf Kosten aller Stände ihres Zeitalters mit einer so cynischen Verwegenheit lustig machten, als der Verfasser des Gargantua und Pantagruel. Von Seiten der Uneingeschränktheit und Zügellosigkeit seines satyrischen Muthwillens betrachtet, ist er ein zweyter Lucian. An allen übrigen Eigenschaften des an Richtigkeit des Geschmacks und an Urbanität so unerreichlichen Griechen, gebricht es ihm aber so ganz, daß man auch bei aller billigen Rücksicht auf die Rohheit seiner Zeiten seine abgeschmackte Pedanterey, seine pöbelhafte Possenreisserey und seine unbehülfliche Einkleidung unzusammenhängender und unverständlicher Allegorien, auf keine Art entschuldigen kann. Auch scheint es mehr als zweifelhaft, ob er statt des, bei Lucian nicht zu verkennenden achtungswürdigen, Endzwecks, seine Zeitgenossen zu bessern, nicht vielmehr bloß die Absicht, sein Publicum zu belustigen, gehabt haben mag. Wenigstens findet man bei ihm nirgends die Spur eines wirklichen erklärten Eifers für die gute Sache, wie bei dem Griechen.

Es konnte übrigens nicht fehlen, daß Rabelais durch seine sarkastische Feder in eben dem

Maaße, als er Beifall fand, sich nicht auch die Erbitterung derjenigen zuzog, die das Ziel seines Spottes zu seyn, gegründeten Argwohn hatten. Die Mönche, welche sich von ihm vorzüglich lächerlich gemacht fühlten, brachten es durch unermüdetes Bestreben dahin, daß die Sorbonne und das Parlament seine satyrischen Schriften als gemeinschädlich verurtheilten. Diese Verdammungsurtheile dienten aber, wie gewöhnlich, bloß dazu, seinen Werken mehr Ansehen und Umlauf, und dem Verfasser immer mehr und mehr den Ruf eines der witzigsten Köpfe zu verschaffen. Heut zu Tage denkt man von den abentheuerlichen und nicht nur wegen der nun schon so sehr veralteten Sprache, sondern auch wegen des dunkeln allegorischen Sinnes, größtentheils unverständlichen Producten dieses Schriftstellers freylich ganz anders; und wenn man ihnen auf der einen Seite das Verdienst, dem Leser bei mehr als einer Stelle ein unwillkührliches lautes Gelächter abzunöthigen, nicht verweigern kann, so mißkennt man doch die pöbelhaften Ungezogenheiten und Unfläthereyen, von denen sie wimmeln, und die geschmacklose Häufung einer fast immer übel angebrachten Gelehrsamkeit, durch welche sie im Ganzen höchst langweilig werden, gewiß eben so

wenig.

wenig. Auf einige wirklich unterhaltende Seiten folgen allemahl mehrere Bogen voll Ungereimtheiten, und, was Rabelais von den mit den Erläuterungen der Rechtsgelehrten versehenen Gesetzen sagte, daß sie nämlich ein schöner Rock mit Unflath verbrämt seyen, kann man noch weit füglicher auf seine eigenen Werke anwenden. Sicherlich wird kein Leser von Geschmack in unsern verfeinerten Zeiten bei einem Buche Vergnügen finden, das (nur wenige Stellen ausgenommen) von einem mit frostiger Schulgelehrsamkeit genährten, durch Zügellosigkeiten aller Art, verderbten Pedanten im Taumel der Trunkenheit geschrieben zu seyn scheint.

Da dieses ungünstige, übrigens aber der Wahrheit vollkommen gemäße Urtheil wenig Lust erregen kann, sich mit dem Verfasser des Gargantua und Pantagruel aus seinen hinterlassenen Schriften selbst unmittelbar bekannt zu machen, so wird eine kurze Notiz von dem Inhalte derselben, da sie in ihrer Art doch immer merkwürdig bleiben, beinahe unentbehrlich. Zum deutlicheren Verständniß dieser Notiz muß aber die Nachricht vorangeschickt werden, daß Rabelais, nach den Bemerkungen seiner bewährtesten Ausleger, unter der drollichten und pedantischen Benennung Janotus

notus, die Pariser Universität, unter der klingenden Insel die Clerisey, den Pabst und die Kardinäle, unter dem Bruder Jean des Entommeures und der Dichtung von der Abtey Theleme, die Mönche, und unter der Insel der Papimanes und dem Eiland Tapinois die Römisch-Katholischen überhaupt, lächerlich macht. Minder gewiß, aber sehr wahrscheinlich ist es, daß unter der Person des Grandgonsier auf Ludwig XII. unter Gargantua auf Franz I., unter Pantagruel auf Heinrich II., und unter Pierochole und Anarche auf Kaiser Karl V., angespielt wird. Diese nothwendige Deutung der allegorischen Benennungen wird dem Leser das meiste in dem nun folgenden kurzgefaßten Inhalte des Gargantua und Pantagruel, worinn übrigens die häufigen Unflätereyen, welche sich Rabelais erlaubt, billig mit Stillschweigen übergangen werden, deutlicher machen.

Der satyrische Roman Gargantua fängt mit der Genealogie dieses fabelhaften Helden an. Rabelais läßt ihn von den berühmten Riesen der Urwelt abstammen, und macht sich bei dieser Gelegenheit über die Nichtigkeit der Genealogien überhaupt lustig. "Ich, der ich mit euch spreche," sagt er unter andern, "glaube, von irgend einem

„Könige

„Könige aus dem Alterthume abzustammen; denn „unmöglich kann jemand eine größere Neigung „haben, König zu seyn als ich, weil ich dann, „ohne zu arbeiten, gut essen und trinken, und „meine Freunde, lauter brave und gelehrte Leute, „bereichern könnte." Nach einigen episodischen Schwänken erhält der Leser die Nachricht, daß Gargantua eilf Monathe in dem Leibe seiner Mutter herumgetragen wurde, wobei mit einem Wuste von medicinischer Gelehrsamkeit, bewiesen wird, daß eine Frau ganz wohl eilf, ja auch zwölf Monathe schwanger seyn könne, welches auf die letzte Gemahlinn Ludwig XII. zielen soll, die nach dem Tode ihres Gemahls, um ihren Einfluß in die Regierungsgeschäfte zu verlängern, eine geraume Zeit hindurch vorgab, daß sie schwanger sey. Nach einem abermaligen Zwischenspiele von unbedeutenden Possenreisserereyen wird nun die Geburt des Gargantua erzählt, der, weil die Kindbetterinn zu viel Kaldaunen gegessen hatte, nicht auf die gewöhnliche Weise, sondern durch das linke Ohr seiner Mutter auf die Welt kam. So bald er geboren war, ließ er statt des gewöhnlichen Kindergeschreys die Worte: trinken! trinken! trinken! vernehmen.

Der Faden der Geschichte wird nun wieder durch episodische Einschiebsel unterbrochen, bis Rabelais auf die Jugendjahre des Gargantua kommt. Die Schilderung, die er davon macht, paßt wirklich sehr genau auf das, was man von dem jugendlichen Muthwillen und der mangelhaften Erziehung Königs Franz I. weiß, und ist übrigens mit vieler Laune geschrieben. Gargantua, heißt es im eilften Kapitel, hatte in seinen ersten Jahren nur drey Wissenschaften gelernt. Die erste war: essen, trinken und schlafen; die zweyte: trinken, essen und schlafen; und die dritte: schlafen, essen und trinken. Er biß um sich, wenn er lachte, und lachte, wenn er um sich biß. Er versteckte sich im Wasser aus Furcht vor dem Regen, spannte oft im Regen den Pflug vor die Ochsen, kitzelte sich, um zu lachen, und kratzte sich, wo es ihm nicht juckte. Er hoffte Lerchen zu fangen, wenn die Wolken niederfallen würden, und sah gern Blasen für Laternen an. Er aß aus eben der Schüssel, woraus seines Vaters Hunde zu fressen pflegten, und biß diese in die Ohren, ließ sich aber auch seinerseits von ihnen die Nase zerkratzen. Die hierauf folgende Erzählung von den mancherley Jugendspielen des Gargantua enthält nichts als Zoten und Albernheiten, und berichtet unter

andern dem Leser, wie Grandgousier, der Vater des Gargantua, bei der Erfindung eines — venia sit verbo! — Arschwisches den wundervollen Verstand seines Sohns kennen lernte.

Nachdem der große Doctor Holofernes dem Gargantua in 5 Jahren das A, B, C beigebracht, und in den darauf folgenden 5 Jahren ihn Gothisch schreiben gelehrt hatte, schickte endlich Grandgousier seinen Sohn, weil er zu Hause nicht viel lernte, in Gesellschaft eines andern Lehrers, nach Paris. Der junge Zögling, der, da er selbst ein Riese war, sich auch eines ungeheuern Pferdes bedienen mußte, fand bei seiner Ankunft in der Hauptstadt, daß die großen Klocken der Kirche zu Unserer lieben Frau gute Schellen um den Hals seiner Stute abgeben würden, und bemächtigte sich daher derselben.

Unter dem Bilde dieser Stute soll die Herzoginn von Etampes verstanden seyn, welcher Franz I. im ersten Feuer der Liebe ein kostbares Halsgeschmeide gekauft hatte, das die Einwohner von Paris durch eine neue Taxe oder durch den Verlust der Klocken der obengenannten Kirche bezahlen sollten. Im achtzehnten und neunzehnten Kapitel hält Doctor Janotus, der die von Gargantua geraubten Klocken wieder abzufordern gesandt

wurde, eine Rede, worinn der barbarische Styl und die Pedanterey der damaligen Zeit auf eine sehr belustigende Art lächerlich gemacht wird, und bewirkt durch seine sonderbare Beredsamkeit, nachdem er unter andern angeführt hatte, daß eine Kirche ohne Geläute um nichts besser sey, als ein Blinder ohne Stecken, ein Esel ohne Schwanzriemen und eine Kuh ohne Hörner, die Zurückgabe der Klocken.

Auf die Erzählung dieses Abentheuers folgen unbedeutende Nachrichten von den Ergötzungen des Gargantua, und dann von der ferneren Erziehungsart desselben, sowohl im physischen als moralischen Betrachte, bei welcher Gelegenheit Rabelais wider seine Gewohnheit ernst ist, und viele nützliche Wahrheiten einfliessen läßt.

An diesen ernsthaften Gegenstand schließt sich die Erzählung eines possierlichen Krieges an, welcher zwischen den Aschenkuchenverkäufern zu Lernai, deren König sich Picrochole nannte, und unter dessen Person Kaiser Karl V. verstanden seyn soll, und zwischen den Aschenkuchenverkäufern aus dem Lande des Gargantua wegen einiger verweigerten Kuchen entstand. Nachdem die Truppen von beiden Seiten versammelt waren, fangen die Feindseligkeiten damit an, daß die Armee des Picrochole

chole in die Weingärten der Abtey Seville dringt, um da zu fouragiren. In diesem Kloster befand sich aber zum Glücke desselben ein Mönch, Namens Pater Iean des Entommeures, der Muth genug hatte, den Feinden die Zähne zu weisen. Er war, wie ihn Rabelais schildert, "jung, ga„lant, munter, geschickt, kühn, unternehmend, „bedachtsam, lang gewachsen, mager, großmäu„licht, großnasicht, ein schneller Abfertiger der „Betstunden, ein schöner Messenhudler, ein guter „Vigilienhüter, und kurz ein wahrer Mönch, als „es je einen gab, seit die, Mönche machende, „Welt die Moncherey gemöncht hat, übrigens ge„lehrt bis an die Zähne in Breviersachen." Da dieser den Lärmen hörte, den die Feinde in den Weingärten des Klosters machten, eilte er hinaus, und als er gewahr ward, daß sie an einem Orte Weinlese hielten, der dem Kloster für das ganze Jahr das Getränk liefern sollte, lief er in den Chor der Kirche zurück, wo die übrigen Mönche sich befanden, und rief: "Vertu Dieu! was singt „ihr da? Gute Nacht, Körbe! die Weinlese ist „vorüber. Ich will des Teufels seyn, wenn sie „nicht im Weingarten sind, und die Trauben „sammt den Stengeln so herunterschneiden, daß „man in vier Jahren nichts wird pflücken können.

„Bei

„Bei dem Bauche des heiligen Jakob! was wer„den wir trinken, wir arme Teufel, die zu Gott „bitten: da mihi potum?" Dieser Aufruf befeuerte den ganzen Klosterconvent. Man zauderte nicht, den Feind aufzusuchen, und Pater Jean des Entommeures hielt sich so wacker, und schlug mit dem Kreuzstocke der Abtey so gewaltig um sich, daß es ihm gelang, die Weingärten des Klosters von den ungebetenen Gästen zu reinigen.

Indessen hatte Picrochole ein Schloß erobert, und den friedfertigen Grandgousier so in die Enge getrieben, daß dieser, in der Angst seines Herzens, seinen Sohn Gargantua von Paris nach Hause rief. Während Picrochole, von seinen Siegen aufgeblasen, mit seinen Räthen bereits den Entwurf macht, nach geendigter Eroberung der Provinzen des Grandgousier auch Afrika, Aegypten, die Barbarey, Italien und die Inseln des Archipelagus einzunehmen, den Sultan von Jerusalem zu entthronen, sich zu Konstantinopel als Kaiser ausrufen zu lassen, und so allmählich die ganze Welt zu bezwingen, tritt Gargantua die Heimreise an. Auf dem Wege stieß er auf einen Haufen Plünderer, deren Hauptmann Trippet hieß. Diesem schlitzt Gymnaste, der Stallmeister des Gargantua, im Gefechte den Bauch

auf,

auf, wobei Rabelais bemerkt, daß der Sterbende vier Maß Weinsuppe von sich gab, und die Seele mitten unter dieser Suppe fortging. Nach einigen anderen mit frostiger Uebertreibung erzählten Heldenthaten langt endlich Gargantua bei seinem Vater an, der ihm, nachdem Garganella die Gemahlinn des Grandgousier, vor Freude über die Zurückkunft ihres Sohnes gestorben war, mit einem prächtigen Gastmahle bewirthete, bei welchem Gargantua, der angeführter Maßen ein Riese war, unter dem Salat sechs arme Pilger verschluckte, die in dem Küchengarten des Grandgousier von Ungefähr eingeschlafen waren.

Gargantua hatte inzwischen vernommen, wie tapfer sich Pater Iean des Entommeures gegen die Picrocholisten gehalten hatte, und ließ ihn daher zu sich rufen. Der Mönch erschien mit mit seinem Kreuzstocke, und zeichnete sich durch seine ungezähmte Lustigkeit bei Gastgeboten eben so sehr aus, als im Felde durch seine Tapferkeit und Unerschrockenheit. Vergebens riefen ihm bei einem vorgefallenen Scharmützel die beängstigsten Feinde zu: "Herr Prior! Herr Prior! ich ergebe mich." Er antwortete: "Herr Posterior! da „habt ihr euren Theil," und schlug einem nach dem andern den Kopf ab. Nachdem er Wunder

der

der Tapferkeit gethan hatte, und die Armee des Picrochole gänzlich auf das Haupt geschlagen war, eroberte Gargantua das ganze feindliche Land, vertheilte es unter seine vornehmsten Befehlshaber, (wobei lauter unbedeutende Dörfer in Touraine und Anjou als ansehnliche Provinzen angeführt werden) und stiftete für den Pater Iean zum Danke die Abtey Theleme, die ihrer Einrichtung nach das Gegenbild aller anderen Klöster war, und deren Ordensregel in dem einzigen Satze bestand: „Thue, was du willst!" Hier endiget sich die Geschichte des Gargantua, an welche sich die Erzählung von den Thaten und Meinungen des Pantagruel als Fortsetzung anschließt.

Pantagruel, dessen vollständig angeführte Genealogie eine Parodie der biblischen Geschlechtsregister ist, wurde von Gargantua, als dieser ein Alter von 444 Jahren erreicht hatte, erzeugt. Seine Mutter Badebec starb in den Kindesnöthen. Der kleine Held war, wie seine Eltern, aus dem Riesengeschlechte, und in seiner frühesten Jugend äusserst boshaft. Nachdem er auf der Universität zu Poitiers nichts gelernt hatte, sendete ihn sein Vater nach Paris. Hier besuchte er die Bibliothek St. Victor, wo er unter andern, durch unsinnige Titel sich auszeichnenden, Werken folgende

Bücher

Bücher fand: der zwey- und vierspännige Wagen, der die andächtige Seele in das Paradies führt. Der Ameishaufen der Frömmigkeit. Das Affenpaternoster u. s. w.

Was Pantagruel während seines weitern Aufenthalts in Paris sah und that, ist so unbedeutend, daß es keine Erwähnung verdient. Endlich aber wird er mit dem in der Folge des Romans eine Hauptrolle spielenden Panurge auf eben die Art bekannt, durch welche Rabelais sich oben erzählter Maaßen bei dem Kanzler Duprat Zutritt verschafft haben soll. Da sich, wie man behauptet, unter dieser erdichteten Person der Verfasser selbst geschildert haben soll, so ist es um so nöthiger, den Leser mit diesem getreuen Gefährten des Pantagruel bekannt zu machen.

Panurge war, wie ihn Rabelais beschreibt, von mittlerer Statur. Seine Nase war wie der Griff eines Schermessers gemacht. Er hatte ungefähr 35 Jahre, und war, dem äusserlichen Ansehen nach, ein stattlicher Mann, an dem man nichts tadeln konnte, als daß er von Natur einer Krankheit unterworfen war, die man damals Geldmangel nannte. Inzwischen hatte er 63 Arten, zu seiner Nothdurft Geld zu erhalten, wobei er aber gestand, daß es 214 Arten gebe, es

wieder

wie er los zu werden. Unter seinen sonderbaren Gewohnheiten war übrigens auch die, daß er statt der Pistolen immer eine Flasche mit gutem Wein und ein Stück Schinken unter seiner Kleidung trug.

Nachdem Pantagruel und Panurge bei einer guten Malzeit unverbrüchliche Freundschaft geschlossen hatten, erzählte dieser dem ersteren seine bisherigen Reisebegebenheiten. Er hatte alle Länder durchwandert, und war auf dem Punkte gewesen, in der Türkey gebraten, und mit einer Brühe, mit welcher man die Kaninchen zubereitet, gefressen zu werden. Man hatte ihn schon gespickt, und an den Spieß gesteckt, als zum Glücke der Koch, der den Bratenwender drehte, einschlief. Panurge schlüpfte ihn nun in aller Eile vom Spieße herab, bdiente sich dieses Instruments statt einer Lanze, und der Bratpfanne statt eines Schilds, und schlug sich solcher Gestalt durch die versammelten Haufen der Türken, lief aber, da er schon halb gebraten war, auf seiner Flucht große Gefahr, von den Hunden, die der Geruch des gebratenen Fleisches und Specks von allen Seiten herbei lockte, gefressen zu werden. "Bei dieser Gelegenheit „war es," sagte er zu Pantagruel, "wo ich mich, als „ich so viele Hunde die Zähne wider mich blecken „sah,

„sah, am meisten vor Zahnschmerzen fürchtete." Unter anderen Abendtheuern erzählte er auch, um zu beweisen, wie schwer es sey, die Tugend eines Mädchens zu bewahren, daß er einst auf der Landstraße einen Mann angetroffen habe, der in einem Bettelsacke zwey kleine Mädchen, das eine vor sich und das andere hinter sich, trug, und ihm auf seine Frage, ob sich die Mädchen gut aufführten, zur Antwort gab: "Ich kann euch wohl die gute „Aufführung des einen Mädchens, das vor mir „hängt, bezeugen; denn ich habe es nicht aus „den Augen gelassen: was aber das Mädchen hin„ter mir betrifft, so ist es schwer, zu bekräftigen, „was man nicht sieht."

Während des ferneren Aufenthaltes in Paris entschied Pantagruel eine lächerlich verworrene gerichtliche Streitigkeit als Schiedsrichter durch einen nicht minder verworrenen Urtheilsspruch mit dem größten Beifalle, und Panurge siegte in einem öffentlichen metaphysischen Wettstreite, den er mit dem Engländer Thomas in der Mienen- und Geberdensprache auf dem Collegialsaale der Sorbonne hielt. Ohne allen Zweifel sind diese zwey sonderbaren Abentheuer eine Parodie wirklicher Vorfälle, von denen man aber gegenwärtig keine sichere Spur mehr hat.

Jetzt vernahm Pantagruel, daß die Stadt der Amauroten in dem Königreiche seines Vaters durch die Dipsoden belagert würde, und machte sich mit Panurge auf das eiligste zur Heimreise gefaßt.

Rabelais verschwendet einige Kapitel mit der Erzählung dessjenigen, was sich auf dem Wege nach Pantagruels Heimath und in dem Kriege mit den Dipsoden zutrug, wobei er nebst vielem unbedeutenden und unflätigen Gewäsche sich mit ein Paar nicht sehr unterhaltenden Episoden schleppt. Für den Leser dieses Aufsatzes wird es hinreichend seyn, nur überhaupt zu wissen, daß Pantagruel die Dipsoden in einer Schlacht (worinn unter andern dem Philosophen Epistemon der Kopf abgehauen, mittels einer Salbe aber durch Panurge wieder so genau dem Rumpfe angepaßt wurde, daß der Philosoph wieder auflebte, und mit vieler, an kühnen Ausfällen auf merkwürdige Personen der älteren Zeit weit mehr, als am wirklichen Witze reicher, Geschwätzigkeit das, was er in der Hölle inzwischen gesehen hatte, erzählen konnte) überwand, den feindlichen König Anarche, unter welchem abermals Kaiser Karl V. gemeint seyn soll, gefangen bekam, in seinem Königreiche Utopia eine Colonie von Dipsoden anlegte, und dem

Pa-

Panurge ein Geschenk mit der Kastellaney Salmigondi machte, wo dieser, seiner Gewohnheit nach in ununterbrochenen Wohlleben, sich gütlich that.

Bei weitem der größte Theil des zweyten Buchs beschäftiget sich mit den Heirathsanschlägen des nun mit Ländereien begabten Panurge. Es ist nicht zu läugnen, daß bei dieser Gelegenheit unter vielen langweiligen und witzlosen Erzählungen auch manches muntere und belustigende Histörchen vorkommt. Da aber Rabelais, wie es bei einem so günstigen Anlasse leicht zu vermuthen ist, der Sittlichkeit nicht im geringsten schont, und die Anführung eines Theils dieser Histörchen zu vielen Raum einnehmen würde, so scheint es am besten zu seyn, den Liebhaber schlüpfriger Gegenstände auf das zweyte Buch der Geschichte Pantagruels im Grundtexte selbst, zu verweisen, und sich hier bloß auf die Nachricht zu beschränken, daß Panurge, nachdem er sich über sein Vorhaben, sich zu vermählen, mit Leuten aller Art, mit Wahrsagern und Hexen berathen hatte, endlich dem ihm zuletzt ertheilten Orakelspruche, der ihm eine Wallfahrt nach einem gewissen geheiligten Brunnen zu thun anrieth, folgte, und in dieser

Absicht in Gesellschaft des Abts von Theleme, Epistemons, Gymnasts und seines Wohlthäters Pantagruel das Schiff des Steuermanns Xenomanes bestieg.

Die seltsamen Abentheuer, welche dieser lockeren Reisegesellschaft auf ihrer Seefahrt aufstießen, sind ohne Widerrede der erheblichste Theil der Geschichte Pantagruels. Alte Mißbräuche und Thorheiten der weltlichen und geistlichen Stände werden bei dieser Gelegenheit der Reihe nach unter den lächerlichsten und possierlichsten Allegorien der Geissel der Satyre Preis gegeben. Meisterhaft und mit wirklich ächtkomischen Zügen, wiewohl übrigens mit allzu großer Redseligkeit, ist die Feigherzigkeit des Panurge während eines Sturms, der das Schiff auf der See überraschte, geschildert. Der beängstigte Heirathskandidat, der, wenn keine Gefahr vorhanden ist, sich immer so breit zu machen pflegt, preist nun mit kindischem Wimmern zitternd und bebend das Glück derjenigen, welche Kohl pflanzen, und betheuert mit den lächerlichsten Schwüren, daß er lieber diese Handthirung treiben, als Großadmiral seyn wollte, weil man bei dem Kohlpflanzen doch wenigstens festen Fuß auf dem Lande habe. "Ach! wir sind

verloren!" rief er einmal über das anderemal aus. "Diese Welle wird uns das Garaus machen. Helft, meine Freunde! Ein wenig Essig! Ich werde ohnmächtig, ich sterbe. O weh! die Seegel sind zerrissen. Seht, seht! das Vordertheil des Schiffs geht zu Trümmern. Ach, es ist geschehen um uns! Ich sinke unter! liebe Leute, ich sinke unter! Bruder Jean! mein Freund, mein Vater! es ist aus mit uns. Ach! was für eine Angst stehe ich aus. Seht nur! das Wasser läuft mir in die Schuhe. Hu! hu! hu! hu! diese verteufelte Welle wird uns das Schiff zerschmettern. Ach! Bruder Jean! mein Vater, mein Oheim, mein Alles! ich will dir beichten. Confideor, mea culpa, mea culpa! gieb mir deinen heiligen Segen!" "Ey, daß du alle tausend Teufel im Leibe hättest!" schrie: "Bruder Jean, komm lieber her, und hilf arbeiten, statt zu winseln!" "Ach! nur nicht fluchen!" erwiedert Panurge, "nur jetzt nicht fluchen, mein liebster Freund! Morgen, so viel du willst! Hu! hu! hu! hu! das Schiff faßt Wasser. Verhehlt mir es nicht! Sind wir schon auf dem Grunde? Ach! hätte ich es voraus sehen können, daß ich hier zu Grunde gehen muß! O weh! ihr meine lieben Leute! ich sinke unter. Consummatum est. Es ist aus mit mir. Ich ver-

vergebe vom Herzen allen meinen Feinden. Lebt wohl! In manus! O heiliger Michael! o heiliger Niklas! nur diesmahl, und in meinem Leben nicht mehr! Ich will euch gern eine schöne große Kapelle bauen, auch zwey, wenn es seyn muß, und zwar zwischen Cande und Monsorrau, wo weder Kuh noch Kalb auf die Weide gehen soll."

Als sich der Sturm endlich wieder legte, und Panurge sah, daß alle Gefahr vorüber war, fing er an, nach Herzenslust zu fressen und zu saufen. Man fragte ihn, ob er sich noch seines Gelübdes erinnere. "O ja," sagte er, "allein der Heilige kann froh seyn, wenn er von mir einen Rosenkranz statt einer Kapelle bekömmt. Zudem habe ich gesagt, daß ich sie zwischen Cande und Monsoreau erbauen wolle, und dies ist gerade mitten in der Loire. Ich halte mich an das lombardische Sprichwort: Wenn die Gefahr vorüber ist, lacht man des Heiligen."

Auf der weiteren Fahrt entdeckte Pantagruel mit seinen Reisegefährten nebst der Insel der Papimanes und vielen andern allegorischen Inseln auch das Eiland Tapinois, wo er einen Krieg wider die Blutwürste, welche die Insel bewohnten,

führte,

führte, ein entsetzliches Gemetzel unter ihnen anrichtete, und ihnen endlich unter dem Bedinge den Frieden gewährte, daß alle Jahre 56000 Einwohner auf die Tafel des Gargantua geliefert werden mußten. Durch diese Prosopopen von Blutwürsten zielte Rabelais auf die Fasten, so wie er unter der klingenden Insel, worauf Pantagruel nebst seinen Reisegefährten nachher landete, und die von Einwohnern bevölkert war, welche die Ohren sehr an den Schall der Glocken gewöhnt hatten, die Clerisey verstand. Die Bewohner der letzteren Insel werden von einem sonderbaren und einzigen Wesen beherrscht, das Papegaut heißt, und die Cardingaux und Evegaux unter sich hat, welche aus den sich in Pretregaux und Monagaux theilenden C lergaux erwählt werden. Diese pflanzen sich nicht durch die Vermischung der beiden Geschlechter, sondern wie der Phönix auf eine ausserordentliche Art fort. Ein Theil derselben ist nichts als Fische, andere aber Fleisch. Die eine Classe ist auf immer gesichert, gut zu schmausen, die anderen aber sehen zu, wie und wo sie etwas erhaschen können. Sie haben alle verschiedene Farben, doch gewöhnlich sind sie weiß oder schwarz. Sie säen nicht, pflanzen nicht, arbeiten nicht, sondern leben von der Arbeit

heit Anderer; und wenn die Insel hierzu nicht hinreicht, so reisen einige mit großen Säcken auswärts herum, bringen sie gefüllt zurück, und ernähren damit ihre verschiedenen Schwärme.

Nachdem Pantagruel mit seinen Gefährten auch diese Insel verlassen, und noch einige andere besucht hatte, erreichte er endlich das berühmte Land Laternien, wo das Ziel ihrer Reise, das berühmte Orakel der göttlichen Bouteille, war. Hier erhielt Panurge nach vielen sonderbaren Ceremonien den sonderbaren Bescheid: Trink, Sterblicher! dies ist deine Antwort: und nun weißt du, was du zu thun hast. Mit dieser abentheuerlichen Katastrophe endigen sich die Begebenheiten Pantagruels, die Rabelais, weil er früher starb, unvollendet hinterlassen mußte.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Palm, Georg Friedrich, 1760-1798

Lebensbeschreibungen und Charakterschildrungen berühmter Männer

Bd.: 3

Hannover (1798)

Biogr.c. 243-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10070648-8
VD18 90121147